

28 037

7. 10. 47



Reisen
und
Abenteuer
52



Der Reichtum des Lappen.
Ein zahmes Rentier. (S. 48.)

1502
Adrian Jacobsen

Die weiße Grenze

Abenteuer eines alten Seebären
rund um den Polarkreis

*

Herausgegeben
von Albrecht Janssen



EB 752
Bücherei für
Kunst u. Wissenschaft
Kattowitz

Leipzig / F. A. Brockhaus / 1931

*dit. nach
A. Janssen*

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168587

Сchutzumschlag nach Entwurf von R. M. Hartmann



28037

Copyright 1931 by F. A. Brockhaus, Leipzig

14329:31

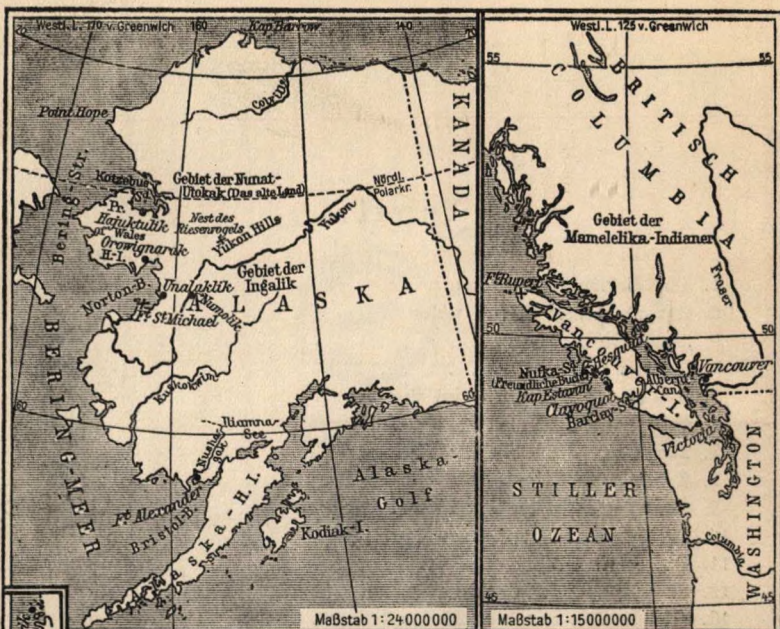
ZBIORNICA
Księgarni
Zobacz

NH-69499 N-46561/17MK

Inhalt.

	Seite
1. Das Geheimniß im Meer.	5
2. Wie ich meinen Freund verlor.	8
3. „Ladoröi“.	10
4. Verloren im Nebel	12
5. Auf der Planke treibend im Eismeer	16
6. Wir sammeln Eier und jagen Renntiere	19
7. Meine erste Reise für Carl Hagenbeck.	25
8. Kojange, der Pechvogel.	44
9. Besuch beim letzten Nomadenvolk Europas	48
10. Der Lappländer im Pariser Krankenhaus	57
11. Das geheimnisvolle Schiffswrack	61
12. Entenjagd mit Hindernissen	66
13. Wir stranden mit dem Weihnachtslachz	71
14. Eine Krankenkur bei den Indianern des Nutkasunds	75
15. Schneesturm am Kap Estevan	82
16. Feindselige Indianer	86
17. Das Nest des sagenhaften Riesenvogels	96
18. Abenteuer am Kojebuesund	101
19. Dem Hungertode nahe	109
20. Meine Schlittenhunde	113
21. Erlebnisse am Amur	122
22. Streifzüge durch die Verbrecherinsel Sachalin	129
23. Das Leben des Kapitäns Adrian Jacobsen	149





Kartogr. Institut von E. K. Brodhaus, Leipzig.

Karten zu den Reisen von Adrian Jacobsen.

I. Das Geheimnis im Meer.

Mein ältester Bruder hatte bereits mit 14 Jahren die heimatliche Felseninsel Risö verlassen und auf englischen und amerikanischen Seglern ein gutes Stück von der Welt gesehen. Er hatte aber auch mancherlei Abenteuer bestanden: bei den westafrikanischen Negeren hatte er Elfenbein getauscht, bei den Philippinen mußte er Kämpfe mit Seeräubern bestehen, in den Dschungeln Indiens durfte er an Tigerjagden teilnehmen und war in Australien sogar eine Zeitlang Goldgräber gewesen. Doch dann packte ihn plötzlich das Heimweh nach unserm Nordlande, und über Hamburg kehrte er eines Tages heim.

Staunend betrachteten wir die von ihm mitgebrachten Herrlichkeiten, unter denen auch ein neues Doppelglas war. Damals kannte man in unserm fern vom Verkehr liegenden Nordland noch kein Fernrohr, selbst den einheimischen Schiffern war es unbekannt. Mein Bruder erzählte Wunderdinge von dem Glas; aber unsere Leute schüttelten ungläubig den Kopf.

Wir Kinder saßen bald mit dem Kieker auf dem sogenannten Abendhügel und suchten das Meer ab. Damals segelten Hunderte von kleinen Schiffen im Sommer nach dem Weißen Meer und kamen so nahe an unsere Küste, daß wir mit dem Glas jede Einzelheit an Deck sehen konnten.

Es war bereits Herbst, als mein Bruder eines Abends weit draußen einen seltsamen Gegenstand entdeckte. War das nicht ein gekentertes Schiff? Er eilte schnell nach Hause

und erzählte meinem Vater davon. Trotz hereinbrechender Nacht wurde in großer Eile unser Boot fertiggemacht, und mein Vater mit dem Onkel und dem Bruder, ferner mit unsern beiden Knechten, segelte bald ab.

Ich, damals ein Junge von zwölf Jahren, blieb nun als einziger „Mann“ zurück und führte im abendlichen Kreise das große Wort. Immer und immer wieder beschäftigte uns die Frage, was der geheimnisvolle Gegenstand da draußen sein möge. Wir waren alle schließlich so aufgereggt, daß wir in der Nacht nur wenig schliefen. Kaum dämmerte der Morgen, da lief ich mit meinen beiden Schwestern nach dem Abendhügel, stellte das Glas ein und sah unser Boot, das einen riesigen Walfisch im Schlepp hatte.

„Das zweite Boot!“ schrie ich und lief zum Strand. Außer meinen beiden Schwestern nahm ich auch noch die Magd mit. Wir zogen die Segel auf, ich nahm das Ruder, und hinaus schoß das Fahrzeug ins offene Meer. Draußen pfliff der Wind, der ununterbrochen an Stärke zunahm, und eine grobe See warf sich uns entgegen. Schnell ließ ich das Segel reffen und achtete scharf auf Wind und Wellen; denn unser Nordlandboot war schmal und konnte leicht kentern. Die Mädchen jammerten bald und bückten sich ängstlich, wenn die Spritzer übers Boot schlugen. Ich mußte nun auch noch Wasser schöpfen.

Nach einer Stunde hatten wir glücklich Vaters Boot erreicht. Er freute sich über meine Hilfe. Die ganze Nacht hatten sie sich schon mit dem Untier abgemüht. Da der Wal schon einige Tage tot war, war der Leib mächtig aufgedunsen. Staunend betrachtete ich den 70 Fuß langen Riesen. Ich hatte weit draußen in See schon Hunderte von Walen gesehen, aber noch niemals so aus nächster

Nähe. Der helle Bauch war von vielen Längsrillen durchzogen, so daß das Tier ausah wie eine griechische Tempelsäule; aus dem breiten Maule hing eine grauschwarze, vorn spiz zulaufende Zunge; die kleinen Augen waren geschlossen.

Vater erzählte, daß sie zuerst die Schleppeleine am Schwanz befestigt hätten, wie es auch die Walfänger tun; aber dann klappten beim Abschleppen die Flossen vom Körper ab und hemmten die Fahrt. Da sie keine Messer zum Abschneiden der Flossen bei sich führten, hatten sie gegen Morgen versucht, die Leine am Kopf zu befestigen. Als ihr Boot aber wieder Fahrt machte, hatte sich das breite Maul geöffnet, und der tief herunterhängende Unterkiefer war noch hinderlicher gewesen als vorhin die Flossen. Alle freuten sich deshalb, daß wir ihnen zu Hilfe kamen.

Jetzt wurde eine der Leinen, die ich an Bord hatte, dem Wal um den Kopf gebunden, und dann brachte ich eine zweite Schleppeleine an. Immer stärker wurde der Wind, und wir waren alle froh, als wir nach einigen Stunden mit unserer Beute zwischen den Klippen einer Nachbarinsel landeten. Zunächst wurde der Wal sicher vertäut; darauf holte Vater Hilfe, und dann begannen wir eifrig mit dem Abspecken. Als wir mitten in der Arbeit waren, fiel einer unserer Knechte durch ein von einem andern geschnittenes Loch in den Bauch des Wales und wäre beinahe in dem Fett, Blut und Seewasser, das sich im Innern angesammelt hatte, ertrunken.

Später wurde der Speck an Land ausgebraten, und mein Vater bekam für den Tran rund 2000 Kronen. Den ganzen langen Winter über wurde aber am Herdfeuer immer wieder vom toten Walfisch gesprochen, den wir nur dem Fernglase des Bruders verdankten.

2. Wie ich meinen Freund verlor.

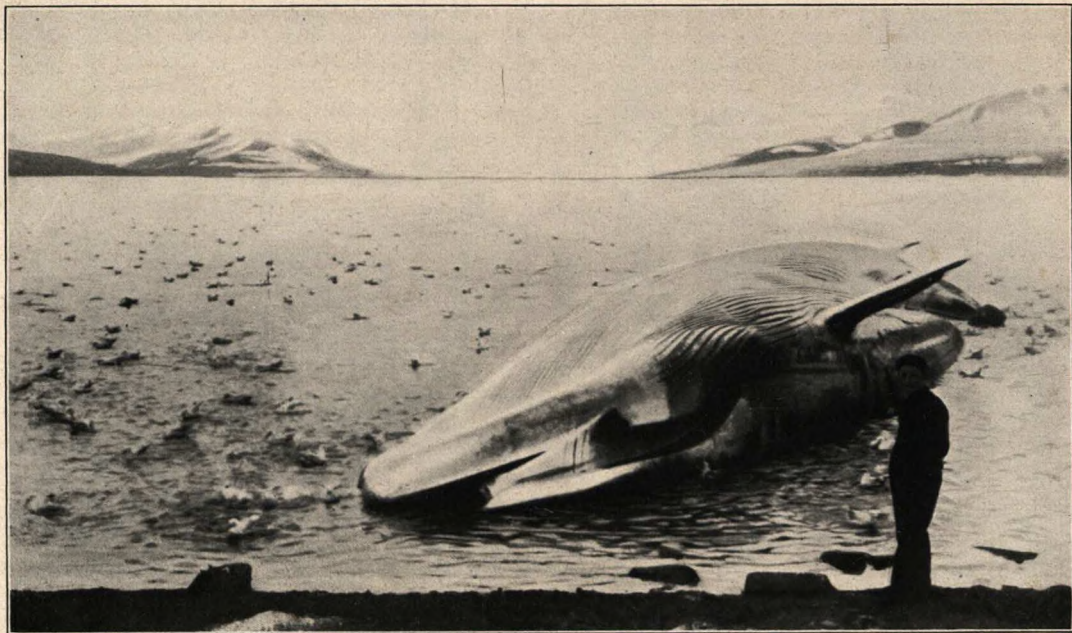
Zwei Jahre nach dem Erlebnis mit dem Walfisch kaufte mein Vater einen Segler, mit dem mein ältester Bruder nach Finnmarken segeln sollte, um Fische zu fangen und zu kaufen.

Nun hatten wir damals im Hause einen Knecht, der Amund hieß, dessen Eltern aus dem südlichen Norwegen in unsere Gegend gekommen waren. Dieser junge Mann, ein ausgezeichneter Seemann, wurde bald mein Freund.

Da Vater und Bruder noch gerne ein kleineres Fangboot haben wollten, reisten sie nach Tromsö, um eins zu kaufen. Hier war ein Mann aus Südwestnorwegen zugezogen und hatte eins der dort gebräuchlichen Boote mitgebracht. Diese Boote sind bedeutend breiter gebaut als unsere Nordlandboote und kentern deshalb nicht so leicht. Sie ähneln den alten Wikingerbooten und haben wie diese nur ein Segel.

Mitte Februar segelten wir mit unserm großen Schiff nach Tromsö, um Fischereigerätschaften und spanisches Salz einzukaufen. Als wir unsern Bedarf gedeckt hatten, nahmen wir das neue Boot mit. Mein Freund Amund steuerte es und war stolz, daß es mit unserm Schiff Kurs halten konnte. Die erste Nacht ankerten wir in einer sicheren Bucht, und mein Freund und sein Begleiter kamen zu uns an Bord, um hier zu schlafen. Ich machte nun heimlich mit Amund aus, daß er mich am andern Tage an Stelle des Matrosen mit ins Boot nehmen sollte. Ich war schon von Bord, als mein Bruder die Sache bemerkte.

„Zurück an Deck!“ schrie er. Und da half nichts, ich mußte zurück, und mein Freund bekam noch obendrein wegen seiner eigenmächtigen Handlung gehörig Auswechselte.



Gestrandeter Wal. (C. 7.)



344
Eins der schmalen, leicht fahrenden Nordlandsboote. (S. 8.)



Ein Lummens-Brutplatz. (S. 19 ff.)

Als wir unsere Reise fortsetzten, war das Wetter noch gut, aber bald kam aus Südwesten ein heftiger Sturm. Wir waren gezwungen, den Schutz der Klippen zu verlassen, und mußten einige Meilen offenes Meer überqueren. Hier tobte der „Sjörok“, das heißt der Sturm fegt den obersten Teil der Wellen wie Schnee vor sich her. Wir konnten vom Ufer der vor uns liegenden Insel nichts mehr erkennen, die aufstrebenden Berge sah man jedoch deutlich liegen.

Mir schlug das Herz. Wie würde es meinem Freunde gehen? Wo war er? Ich stellte mich auf die Back und hielt ängstlich Umschau. Jetzt sah ich ihn. Das Segel hatte er nicht mehr reffen können. Eine gewaltige Welle hob ihn plötzlich hoch empor; für einen Augenblick schwebte der Steven seines Bootes frei in der Luft, dann schoß das Fahrzeug hinunter ins Wellental.

Ob es wieder auftauchte? Ich strengte meine Augen an; nichts war von Amund zu entdecken.

Schnell rannte ich nun nach achtern, um Vater und Bruder davon zu erzählen. Sie ließen wenden und steuerten nach der von mir bezeichneten Stelle hin. Plötzlich sehe ich Amunds Begleiter auf den Wellen treiben. Unter seinem Drock hatte sich Luft festgesetzt und hielt ihn so für einige Augenblicke oben. Er schien bereits leblos, denn sein Kopf mit dem langen Haar lag schon unter Wasser.

„Amund! Amund!“ schrie ich voll steigender Angst. Da, da — nun sehe ich auch ihn. Mit beiden Händen hatte er einen Riemen umklammert.

Ich sprang schnell mittschiffs und griff eines der dort aufgeschossenen Tau und warf es nach meinem Freund, der nur wenige Meter entfernt an uns vorübertrieb. Ich sah, wie er nach dem Tau griff. Aber ich hatte zu kurz geworfen.

Jahrelang habe ich seine hilfselehenden Augen im

Wachen und Träumen vor mir gesehen. Als ich ihn so versinken sah, saß mir das Weinen im Halse.

Trotz des stärker werdenden Sturmes warf mein Bruder das Schiff herum und segelte nach der Stelle, wo wir beide treibend gesehen hatten. Aber ein paar Bretter und die Riemen schwammen im Schaume umher...

Amund und sein Begleiter hatten ein nasses Grab gefunden.

3. „Ladoröi.“

S och oben in Norwegen kommt zur Herbst- und Winterzeit manchmal urplötzlich ein orkanartiger Sturm auf, den wir „Ladoröi“ nennen und der schon manchem braven Fischer draußen vor den Klippen in seinem schmalen Nordlandboot den nassen Tod brachte. Die mit Birkenrinde und Torfsoden bedeckten Holzhäuser in den Fjords deckt er ab, als wenn es sich um ein Blatt Papier handelt.

Heute, wo fast alle Fischerboote einen Motor haben, fürchten sie den Blitzsturm weniger. Ich lernte ihn später auch in Sibirien kennen, wo er „Purga“ genannt wird. Die Bewohner der nordamerikanischen Prärie haben ihm den Namen „Blizzard“ gegeben.

Mit meines Vaters Schiff, das nach Frithjofs berühmtem Fahrzeug „Elida“ hieß, waren wir im Sommer auf Leberhaifang und Robbenschlag an der Küste Spitzbergens gewesen. Jetzt, im Herbst, sollte es zum Einkauf und Verarbeiten der Heringe dienen. Ich war damals gerade 14 Jahre geworden und durfte die Reise mitmachen. Kurz vor Weihnachten ankerten wir vor einem Orte, dessen offener Hafen bei den Seefahrern nicht gerade beliebt war. Am Nachmittag gingen alle an Land und ließen mich, den

Jüngsten, als Wache zurück. Da das Wetter ruhig war, lagen wir nur vor einem Anker.

Nachdem ich das Deck aufgeräumt hatte, ging ich in die Kajüte, legte den Ofen nach und machte alles zum Abendbrot bereit.

Als ich wieder nach oben kam, hatte Schneefall eingesetzt. Da es um diese Jahreszeit hier nur von 11—1 Uhr ein wenig hell wird, konnte ich jetzt nicht einmal mehr die Lichter an Land ausmachen.

Plötzlich ging ein solcher Ruck durch das Schiff, daß ich taumelte. Auch vernahm ich ein sonderbares Geräusch. Der „Landoröi“ war übers Gebirge gekommen und hatte sich mit aller Wucht ins Meer geworfen. Das unheimliche Heulen wurde immer stärker. Plötzlich war das eben noch glatte Meer voll schaumgekrönter Wogen, im Lauwerk jaulte, schrie und quiekte es. Mir schlug das Herz. Mit einmal — hui! meine Mütze flog mir vom Kopf, wie ein dürres Blatt vom Baum.

„Der Anker!“ schrie ich plötzlich, und war in wenigen Sägen beim Spill. So viel seemannische Kenntniss hatte ich mir bereits erworben, daß ich wußte, daß eine Kette im Blisturm nicht halten konnte. Riß sie aber, mußte unser Fahrzeug auflaufen.

Die Kette stand stramm wie eine Violine saite und klang unheimlich auf, wenn das Schiff im Wellengang stampfte. Schnell machte ich den zweiten Anker klar und ließ etwa 15 Faden Kette auslaufen. Aber um diesen zweiten Anker in einen richtigen Winkel zum ersten zu bringen — sonst hielt er nicht —, mußte ich das Fahrzeug etwas herumbringen, und das konnte ich nur, wenn ich das Stagfock heißen konnte. Ich stellte das Ruder, lief wieder nach vorn und zog das Segel auf. Der Sturm faßte hinein, und wie

Gewehrschüsse knallte es im Wind. Ich biß die Zähne zusammen und zog und zog. Das Schiff legte sich auf die Seite und schwenkte herum. Als ich es genügend nach Backbord herungebracht hatte, ließ ich den zweiten Anker fallen. Das Rasseln der Kette durchdrang noch den Sturm. Dann steckte ich abwechselnd Backbord- und Steuerbordkette, damit beide gleich lang würden und der Druck sich verteilte.

„Gott sei Dank!“ flüsterte ich und wischte mir mit dem Armel den Schweiß aus dem Gesicht. Aber noch eine zweite Arbeit harrte meiner, und ich wundere mich noch heute, daß sie mir im Schneesturm gelang. Das Segel mußte wieder herunter.

Als ich damit fertig war, schaute ich nach Land. Das Schneetreiben wurde weniger, und ich sah die Lichter der Häuser trübe durch das Dunkel scheinen. Da wurde mir ein wenig leichter ums Herz.

Die ganze Nacht lag ich lauend in der Koje und befürchtete jeden Augenblick, daß das Unglück dennoch käme. Erst am Morgen war es den andern möglich, zu mir an Bord zu kommen. Der Schiffer gab mir die Hand. Dann hörte ich, daß im Sturm 20 Fischer ertrunken waren, darunter zwei, die ich kannte.

An mir war der Tod gnädig vorübergegangen. Ich ging still zur Koje und sank in einen tiefen Schlaf der Erschöpfung...

4. Verloren im Nebel.

Als ich gegen 16 Jahre alt war, breitete sich im nördlichen Norwegen das Amerikafieber ungeheuer schnell aus, und es fiel meinem Vater bald schwer, einen Führer für sein Schiff zu bekommen. Da ich bereits dreimal mit

unserm Segler im Eismeer gewesen war, machte ich meinem Vater eines Tages den Vorschlag, mir die Führung anzuvertrauen. Er maß mich erstaunten Blickes von oben bis unten und sagte dann etwas spöttisch: „Aber du hast ja noch gar keine Navigationschule besucht!“

„Kann ja noch geschehen. Es ist Herbst, ich komme zum Winterkursus noch früh genug“, war meine ruhige Antwort, und schon in den nächsten Tagen ließ ich mich nach Tromsö bringen.

Als ich nun im nächsten Frühjahr Mannschaften für unser Schiff anmustern wollte, erklärten die meisten der alten befahrenen Leute, daß sie mit mir jungem Dachs nicht fahren wollten, und ich mußte unter meinen Altersgenossen werben. So kam es, daß nicht nur der Kapitän ein Jungferl war, sondern auch zwei Drittel der ganzen Besatzung im Alter von 16—18 Jahren standen.

Das Glück war uns hold. Bereits im Juni langte ich mit voller Ladung wohlbehalten wieder an. Wir mußten sofort wieder hinauf nach Spitzbergen, aber ein nordischer Sommer ist kurz. Diesmal trafen wir an der Südspitze einen mächtigen Eisgürtel. Vergeblich suchte ich die Sperre zu durchbrechen. Dazu kam noch, daß der Nebel uns überfiel.

Wochenlang kreuzten wir bereits vor dem Treibeis. Dann ließ ich an einer riesigen Scholle festmachen, um unsern Süßwasservorrat aufzufüllen. Auf den Schollen bildet sich nämlich durch Regen und schmelzenden Schnee oft ein kleiner Süßwasserteich, der azurblau im Sonnenschein aufleuchtet und daher leicht zu finden ist.

Die Matrosen ließen Fässer auf das Eis, rollten sie nach dem kleinen Lämpel und füllten sie mit Eimern. Da wir aber auch noch weiterhin zur Untätigkeit verdammt waren, ließ ich ein Boot streichen, nahm Gewehre und

Munition mit, um auf Jagd zu fahren. Mit Lammern und Alken als Beute war ich nur halb zufrieden, ich wollte auch noch einen Seehund für unsere Kombüse mit zurückbringen. Da die Seehunde sich aber gern in dem stillen Wasser zwischen den Schollen tummeln, ruderten wir tiefer ins Eis hinein.

Wir waren noch gar nicht weit gekommen, als wir plötzlich in einer Nebelbank steckten. Anfangs betrückte uns das wenig, denn solche Überfälle durch Nebel sind in jenen Breiten nichts Seltenes. Wir sahen ja hin und wieder noch den blauen Himmel und hatten manchmal bis auf zwei Meilen Sicht. Als die Sache nun aber schon zwölf Stunden gedauert hatte und unser Proviant bereits bedenklich zur Neige ging, klopfte meinem Begleiter und mir doch das Herz.

Nun sinnen wir an, den Weg zwischen den Schollen hindurch nach unserm Schiff zu suchen. Manchmal ruderten wir auch in breite Eiskanäle hinein, meist tauchten aber plötzlich mächtige Gletscherbrocken vor uns auf, so daß wir unsere Not hatten, Zusammenstöße zu vermeiden. Zum Glück war es windstill, unser Schiff mußte daher noch auf dem alten Platz liegen.

Aber wo? Ich hatte keinen Kompaß bei mir. Als allerletzte Hoffnung blieb uns der Gedanke, übers Eis an Land zu kommen. Aber bis dahin war es zwanzig Meilen, und unter Land war der Eisgürtel sicherlich ein wildes Gemenge von Blöcken, Schollen und kleinen Eisbergen.

Mein Begleiter, ein Jugendfreund, gleich mir 18 Jahre, und ich versuchten darum immer wieder, das Schiff zu erreichen. Hunger und Durst wurden aber jetzt quälender. Wir nahmen deshalb kleine Eisstückchen in den Mund. Der letzte Bissen war schon lange verzehrt.

Endlich erreichten wir wieder das offene Meer und hofften, am Rande entlang fahren zu können und so endlich unser Schiff zu finden.

Da wir zwei Gewehre an Bord hatten, feuerte ich von Zeit zu Zeit einen Schuß ab. Aber keine Antwort erfolgte, und wir wurden immer nutzloser. Bald mußte ich auch das Schießen einstellen, denn unsere Munition ging schon bedenklich auf die Neige, und wer wußte, wozu wir noch die letzten Schüsse gebrauchten.

Immer noch hüllte uns der Nebel ein. Nochmals waren an zehn Stunden verstrichen. Gespannt horchte ich in die weiße Stille hinein. War das nicht ein Nebelhorn? Nein, nur der ferne Schrei einer Mäwe.

Eine leichte Brise kam auf, und nun ließ ich unser Boot vor dem Winde treiben. Für Augenblicke schien es heller zu werden. Mit freudigem Zuruf machten wir uns jedesmal darauf aufmerksam, aber hinterher folgte aufs neue Nutzlosigkeit und manchmal Verzweiflung.

Schließlich war meinem Begleiter alles einerlei. Hunger und Müdigkeit überwältigten ihn, er legte sich vorn im Boot auf den Boden und war nicht zu bewegen, sich wieder auf die Ruderbank zu setzen. Ich aber durfte nicht unterliegen. Immer wieder nahm ich kleine Eisstücke in den Mund. Zu meinen körperlichen Leiden kamen nun auch noch seelische. Ich ganz allein war an allem schuld, bodenlos leichtsinnig war ich gewesen, von mir, dem Schiffer, konnte man das Leben meines Kameraden fordern.

Nach meiner Berechnung mußte es Nachtzeit sein. (In diesen Breiten wird es aber im Sommer nicht dunkel.) Verzweiflung erfaßte mich. Wär es nicht besser, sackte über Bord zu gleiten?

Da sah ich plötzlich über mir den Himmel. Mit einem

Saß kniete ich neben meinem Begleiter, rüttelte ihn und rief: „Es wird hell!“

Müde erhob er sich... Da mit einem Male schrien wir zu gleicher Zeit: „Ein Schiff!“

Etwa acht Kilometer vor uns sahen wir ganz deutlich ein Schiff liegen.

„Unser Schiff!“

Im Nu hatten wir beide wieder die Riemen ergriffen und setzten unsere letzten Kräfte ein. Wir merkten uns schnell Windrichtung und Wellenschlag, um — überfiel der Nebel uns von neuem — die Richtung zu kennen.

Unsere Vorsicht sollte von Nutzen sein; bald saßen wir wieder in einer Nebelbank. Voll Zuversicht ruderten wir jedoch in der erkannten Richtung weiter. Nach einer Stunde schoß ich. Aus nächster Nähe fiel ein Antwortschuß. Stimmen fanden den Weg zu uns, und nach einer weiteren Stunde lagen wir am Schiff und gingen unter Hurra an Bord.

Noch zwei volle Tage belagerte uns der Nebel, dann kam ein Sturm und zerriß die weißen Tücher. Ich bin aber niemals wieder hinausgerudert ohne genügenden Proviant und ohne Kompaß.

5. Auf der Planke treibend im Eismeer.

U nfang März des Jahres 1873 waren wir mit der Ausbesserung und Ausrüstung unseres Schiffes beschäftigt, als ein schwerer Schneesturm, von scharfem Frost begleitet, eintrat und uns zur Einstellung der Arbeit zwang. Um nun die Zeit nicht müßig zu verbringen, nahmen wir, mein jüngerer Bruder Hans, ich und zwei Leute unserer

Mannschaft, nachdem das Schneetreiben aufgehört hatte, ein Boot, um Treibholz zu sammeln. Meinem Bruder Philip, damals erst sieben Jahre alt, erlaubte ich auf sein vieles Bitten, uns zu begleiten.

Wir ruderten von einer Insel zur andern und nahmen eine starke Ladung von den im Laufe der Jahre angeschwemmten Trümmern ein. Als wir gegen Abend den Heimweg antraten, hatten wir ein Vorgebirge zu umsegeln, in dessen Nähe die See sehr hoch ging. Kaum waren wir uns der hier drohenden Gefahr bewußt geworden, als auch schon eine gewaltige Welle heranrauschte und das Boot unter sich begrub. Im nächsten Augenblick rangen wir mit den Wogen, doch war es mir noch rechtzeitig gelungen, meinen jüngsten Bruder an mich zu reißen, den ich nun im Wasser, so gut es ging, auf die Schulter nahm. Mit dieser Last klammerte ich mich an eine Planke, an der aber schon einer der Bootsleute hing. Von den stürzenden Wellen häufig überspült, trieben wir beide in den kalten Fluten, während sich mein Bruder Hans und der andere an dem Kiel des gekenterten Bootes festhielten.

Mit dem kleinen Kerl auf dem Nacken, der mir dazu in seiner Todesangst fast die Kehle zudrückte und bei jeder über uns hingehenden Sturzwelle seine Armchen fester um mich schloß, war ich in einem Zustande, der jeder Beschreibung spottete. Mit Schrecken fühlte ich, daß die eisige Temperatur des Wassers ihre Wirkung auf mich nicht verfehlte; meine Glieder wurden steif und steifer, und mit Entsetzen dachte ich an den Augenblick, wo ich, unfähig, die rettende Planke festzuhalten, mit meinem Bruder in die Tiefe sinken würde. Da hob uns, es mochte etwa eine Stunde verflossen sein — eine Ewigkeit für mich —, eine gewaltige Woge und trug uns in die Nähe einer kleinen

Insel. Ich bot meine letzten Kräfte auf, aber mit einer Landung sah es sehr mißlich aus; der Rückschlag der Wellen vom Ufer war kaum zu überwinden; auch machte die Eisdecke, die die Uferfelsen in dicken Schichten überzogen hatte, ein Anklammern fast unmöglich, und meine lebende Last trug nicht dazu bei, meine verzweifelten Anstrengungen zu erleichtern.

Mehr und mehr ermattete ich, und wenn sich die Kräfte des Menschen in der Lebensgefahr auch zu verdoppeln scheinen, so kommt doch schließlich der Augenblick, wo sie, gänzlich erschöpft, auch dem stärksten Willen nicht mehr gehorchen. Dieser kritische Augenblick war bei mir nicht mehr fern, als es meinem Leidensgefährten gelang, festen Fuß zu fassen. Und ich muß es ihm nachrühmen, daß er nun nicht nur an seine eigene Rettung dachte, sondern auch mir sofort half, in seine Nähe zu kommen. Zuerst wurde jetzt Fillip geborgen, dann brachte ich auch mich in Sicherheit. Durch starke Bewegungen wurde alsdann das erstarrte Blut zu einem rascheren Kreislauf gebracht, und dann konnten wir an die Rettung unserer unglücklichen Genossen denken, die noch an dem gekenterten Boot hingen. Glücklicherweise trennte uns nur ein ganz schmaler Meeresarm vom Festlande, und nach kurzem Überlegen vertraute ich mich mit meinem Bruder, den ich bei der Kälte in seinen nassen Kleidern nicht zurücklassen konnte, nochmals den Wogen an und erreichte glücklich schwimmend den Strand.

In wenigen Worten machte ich den herbeieilenden Leuten unsere Lage klar, sofort brachten sie ein Boot zu Wasser und retteten Bruder Hans und den zweiten Knecht. Selbst unser Boot ging nicht verloren.

Wir waren Gott alle von Herzen dankbar für die gnädige Errettung, besonders auch dafür, daß unserm Benjamin das Unglück nicht geschadet hatte.

6. Wir sammeln Eier und jagen Rentiere.

Un der Westküste von Spizbergen ziehen sich tiefe Fjorde in das Land hinein. Steil und schroff steigen die gewaltigen Felsen aus dem Meer empor und bilden eine unersteigbare Mauer, in deren Schutz im Sommer Tausende von Seevögeln aller Arten ihre Nester bauen. Hoch oben unter den rauhen Zinnen hat die Lachmöwe ihr Heim aufgeschlagen, auf den stufenförmig vorspringenden Felskanten sitzen in feierlicher Versammlung Krabbentaucher (Lummen), und auf dem spiegelglatten Wasser des Fjordes tummeln sich Scharen von Alken und Eidergänsen, die in der wärmenden Sonne ihre junge Brut spazierenführen.

Kommt man mit seinem Boot an einem solchen Vogelberg vorüber, so fliegt alles mit lautem, gellem Gekreisch in die Luft und umkreist die Felsen in dichten Scharen, wie die Mücken zu Sommerszeiten über einem Sumpf spielen.

Wir hatten einst in der Nähe eines solchen Vogelberges Anker geworfen und begaben uns, mit einem 100 Faden langen Tau, einigen Birkenstangen, einem starken, mit einer Eisenspitze versehenen Bergstock und ein paar Eimern ausgerüstet, an Land. Es war eine Brutstätte für Alken, die wir aufsuchten. Etwa 100 Meter über dem Meeresspiegel lief eine Art Terrasse an der Felswand entlang, und hier saßen die Alken in ungezählten Scharen und glichen mit ihrem schwarzen, steil aufgerichteten Körper und der weißen Brust riesigen Arzneiflaschen, wie sie auf dem Regale einer Apotheke stehen. Wir waren auf der andern Seite der Felswand gelandet, und während die Hälfte der Mannschaft mit mir vorsichtig die steilen Felsen emporkletterte, blieben die andern auf der Vorderseite im Boot zurück, um

die Beute in Empfang zu nehmen. Nach vieler Mühe waren wir endlich oberhalb der Alken angelangt, und nun wurde ein Platz gesucht, wo das Gestein möglichst glatt und ohne Vorsprünge war. Dann befestigte ich mir das Tau unter den Armen, nahm meine Gerätschaften in die Hand und ließ mich vorsichtig an dem Felsen herab. Wenn man frei in der Luft hängt, muß man vor allem darauf bedacht sein, daß das Tau sich nicht zu drehen beginnt. Zu diesem Zweck wird der Bergstock gegen die Felswand gestützt. Auch müssen die, die das Tau oben festhalten, sorgfältig darauf achten, daß es keine Steine losreißt, die den in der Luft schwebenden Jäger töten können.

Immer läßt sich das doch nicht verhindern. So sauste mir einmal ein großer Stein dicht neben dem Kopfe vorüber, und ich konnte von Glück sagen, daß er nicht mich traf, sondern in den mit Möweneiern halbgefüllten Eimer fiel und ihn mir aus der Hand riß. Ein andermal schlug mir ein herabfallender Stein den Stock aus der Hand, ein Mißgeschick, das gleichfalls leicht das Leben hätte kosten können.

Endlich war ich ohne Unfall auf der Terrasse angelangt, und die Vögel ergriffen unter großem Getreisch und Übereinanderhasten die Flucht. Ich löste das Tau von meinem Körper und befestigte es an einem Stein, denn die Terrasse war breit genug, um mir freie Bewegung zu gestatten. Dann begann ich mit dem Sammeln der Eier, die hier in riesiger Menge lagen.

Die Alken bauen nicht (wie die meisten andern Vögel) Nester, sondern legen die Eier in irgendeine Felspalte, unter einen Stein oder auf den nackten Felsen. In letzterem Falle legen die klugen Tiere gewöhnlich einige kleine Steine im Kreise um die Eier, damit sie nicht davonrollen.

In kurzer Zeit hatte ich meinen Eimer gefüllt, band

ihn an die Leine und ließ ihn zu unserm Boot hinab, das am Fuß des Felsens wartete. Während meiner Arbeit näherten sich die wenig furchtsamen Vögel, schauten mir neugierig zu und ließen sich zu Hunderten an dem andern Ende der Terrasse nieder.

Als ich genügend Eier gesammelt hatte, nahm ich eine der biegsamen Birkenstangen zur Hand und faßte damit Posto an einer Ecke der Terrasse, um auf die Vögel selbst Jagd zu machen. Die Alken umflatterten mich mit lautem Gekreisch, es wimmelte von weißen Flügeln und glänzte von schwarzen Körpern und schimmernden Brüsten. Die Stange über der rechten Schulter in die Höhe gehalten und den Körper hintenübergelehnt (um nicht bei dem wuchtigen Schläge das Gleichgewicht zu verlieren), faßte ich einen bestimmten Vogel aus dem Schwarm ins Auge und beobachtete gespannt alle seine Bewegungen, und als der Unvorsichtige sich der Felswand auf ein paar Fuß näherte, sauste die Stange im Nu mit großer Gewalt gegen den Alken, und getroffen sank der Vogel, ängstlich mit den Flügeln schlagend, ins Meer, wo er von dem Boote aufgefischt wurde. Dieses Manöver wiederholte sich so lange, bis wir auf längere Zeit mit Fleischproviand hinreichend versehen waren. Dann band ich mir wieder das Tau um den Leib und gab meinen Gefährten ein Zeichen, mich hinaufzuziehen.

Mit unserer Beute vollauf zufrieden, lehrten wir nach glücklichem Abstieg in unserm Boot zu dem Schiffe zurück, das am Eingang des Fjordes vor Anker lag.

Als uns nach einiger Zeit der frische Proviand von neuem anfang Knapp zu werden, beschloßen wir, mit unserm Schiff den Bellsund, einen der tiefsten Fjorde des westlichen Spisbergens, anzulaufen, um von hier aus auf Rennthierjagd zu gehen. Der Eingang zum Fjord wird durch mehrere

größere Inseln fast versperrt, die untereinander und von dem Festland durch nur schmale Meeresstraßen getrennt sind. Auf der nördlichen Seite des Sundes ist die Einfahrt etwas breiter, aber trotzdem sehr gefährlich, weil hier ein riesiger Gletscher bis unmittelbar an das Meer vorstößt.

Um eine tagelange beschwerliche Bootsfahrt zu ersparen, entschlossen wir uns nach einigem Hinundherraten, die gefährliche Einfahrt zu wählen, zumal gerade auf der Nordseite des Fjordes die Weideplätze der Renttierherden lagen.

Als wir uns der Einfahrt näherten, hörten wir schon das donnerähnliche Getöse der unaufhörlich sich loslösenden Eisstücke, die weithin gewaltige Wellen erzeugten.

Stundenlang kreuzten wir dann vor der Einfahrt hin und her, ohne daß es uns wegen der von der starken Strömung gegen uns getriebenen Eismassen gelang, in den Sund einzulaufen. Da bot sich endlich eine günstige Gelegenheit, und wir segelten kühn in den Fjord hinein. Aber kaum waren wir glücklich in die Mitte der Straße gelangt, als sich unter gewaltigem Krachen plötzlich ein mächtiger Eisblock zerschellend von dem Gletscher losriß. Erst tauchten die Stücke tief in das Wasser, schnellten dann wieder hoch empor und verursachten starken Wellenschlag. Einer der losgelösten Blöcke trieb, von der Strömung geführt, mit so großer Gewalt gegen den Bug unseres Schiffes, daß er ein paar Planken zertrümmerte und das Schiff leck machte. Doch ohne weiteren Unfall kamen wir in den treibeisfreien ruhigen Fjord und besserten hier den Schaden notdürftig aus.

Vom Bellsund aus erstreckt sich in nordöstlicher Richtung ein weites Thal, das sich fast bis in die Mitte von Spizbergen hinzieht und von einem ziemlich breiten Fluß durchströmt wird. Hier weiden große Renttierherden, und darum wird das Thal in jedem Sommer von Renttierjägern

stark besucht. Durch das viele Schießen sind aber die Tiere schon geworden und haben sich weiter in das Thal zurückgezogen.

Kurz vor uns war eine Jagdgesellschaft dagewesen und hatte die Rentiere tief in ein Seitental gescheucht, so daß wir sie erst nach zweitägigem Marsche zu Gesicht bekamen. Schon von ferne witterten uns die mit außerordentlich feinem Spürsinn begabten Tiere und wurden unruhig. Da das Thal völlig eben, ohne jede Bodensenkung oder Erhebung war, konnten wir nur sehr schwer zu Schuß kommen. Der Pflanzentwuchs war äußerst karg. Außer einigen kümmerlichen Moosarten und einer etwa gliedlangen Blattpflanze, die dort Skorbuckkraut genannt wird, war weit und breit nichts Grünes zu sehen, und man muß sich wundern, wie davon ein Tier leben kann. Und doch ist im Spätherbst der Rücken des Rentieres mit einer mehrere Zentimeter dicken Fettschicht belegt.

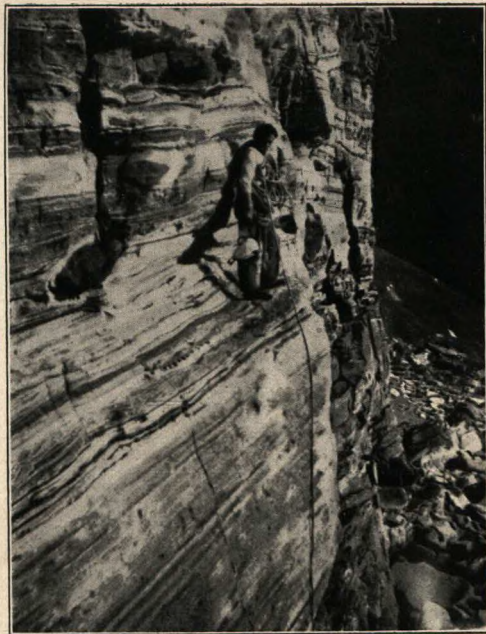
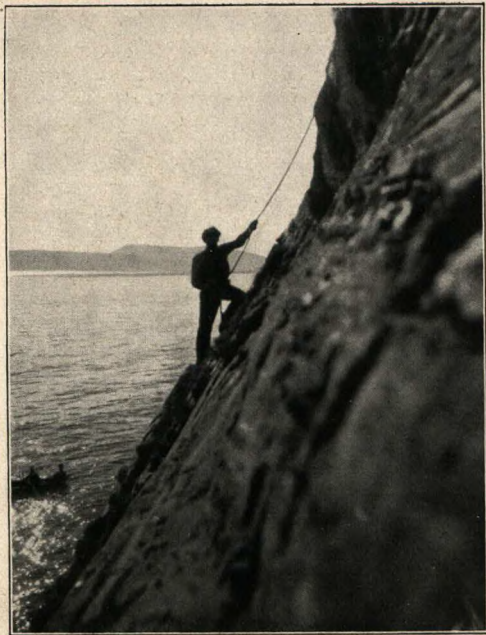
Um den Tieren nahe genug zu kommen, mußten wir in kleinen Wasserläufen vorsichtig auf Händen und Füßen vorwärtskriechen. Endlich hatten wir uns auf Schußweite genähert, und es gelang uns, acht der ziemlich furchtlosen Rentiere zu erlegen. Der letzte Schuß, den ich abgab, streckte sogar zwei auf einmal zu Boden.

Hoch oben im Tale sahen wir ein eigentümliches Naturspiel, wie wir es noch nie gesehen und auch niemals wieder gesehen haben. In einiger Ferne erhoben sich mehrere indigoblaue bienenkorbartige Erdhügel, denen eine gelbliche Flechte ein schachbrettähnliches Aussehen gab. Beim Untersuchen fanden wir, daß jeder Hügel sich aus unzähligen grobkörnigen Steinchen zusammensetzte. Die Masse war so lose, daß wir beim Ersteigen bis über die Knöchel einsanken. Wahrscheinlich haben in der Urzeit die Eismassen diese eigentümlichen Hügel zusammengetragen.

Als wir von diesem kleinen Absteher zurückgekommen, stellte es sich heraus, daß wir vier Jäger nicht imstande waren, die acht Rentiere von der Stelle zu bringen. Drei von uns waren kaum mannbar und brachen daher unter der drückenden Last von zwei Rentieren nach wenigen Schritten zusammen. So blieb uns nichts weiter übrig, als vier Rentiere zurückzulassen, die wir zum Schutze mit Moos und Steinen bedeckten.

Aber auch so hatten wir auf unserm Heimwege noch mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. In den letzten 24 Stunden hatte es fast ununterbrochen geregnet, und wir waren sämtlich bis auf die Haut durchnäßt. Bei jedem Schritt sanken unsere Füße tiefer und tiefer in den lehmigen Boden. Bald waren wir zu Tode erschöpft. Mühsam arbeiteten wir uns bis zu einem kleinen Flüsschen hindurch, das wir auf unserer Entdeckungsfahrt überschritten hatten. Jetzt war es so angeschwollen, daß wir kaum Aussicht hatten, hinüberzugelangen. Wie beim Besteigen eines Gletschers banden wir uns mittels eines Laues zusammen und stiegen in das stark strömende, schmutziggelbe Wasser, das uns bis zur Brust reichte. Endlich gelangten wir glücklich hinüber, einen meiner hohen Stiefel aber behielt der erzürnte Flußgott als Sühneopfer zurück.

Allmählich gesellte sich zu unserer Mattigkeit auch noch nagender Hunger, unsere Lage war nichts weniger als be-
neidenswert. Den vom Schiff mitgenommenen Proviant hatten wir längst verzehrt. Eines der erlegten Tiere zu braten, war ein Ding der Unmöglichkeit, denn bei dem völligen Holz- und Grasmangel der Gegend war an ein Feuer nicht zu denken. Es blieb uns nichts weiter übrig, als uns mit leerem Magen auf die nasse Erde zur Ruhe zu legen. Unser Schlaf war aber von kurzer Dauer, und wir er-



Wir sammeln Eier. (S. 19 ff.)



Umiafs oder Frauenboote. (E. 35.)

wachten nach einigen Stunden, am ganzen Körper vor Kälte zitternd. Von einem Rudel Polarfüchse begleitet, die das frische Fleisch witterten, nahmen wir unsern Marsch wieder auf, und endlich sahen wir die Küste. Wir legten unsere Beute und die Waffen nieder, um nur möglichst schnell wieder an Bord zu gelangen. Mit welcher Freude wir das wärmende Feuer begrüßten, und mit welchem Appetit wir die vom Schiffskoch in der Eile bereitete Mahlzeit verzehrten, vermag ich nicht zu schildern. Es folgte ein zwölfstündiger Schlaf, während dessen die übrige Schiffsmannschaft unsere Gewehre und die vier Rentiere an Bord schaffte.

Als sich das Wetter endlich aufklärte, brachen wir von neuem ins Binnenland auf, die zurückgelassene Beute zu holen. Aber unser Marsch war vergeblich. Als wir endlich an jene Stelle gelangt waren, wo wir vor einigen Tagen die vier zurückgelassenen Rentiere unter Moos versteckt hatten, begrüßte uns schon von ferne ein mächtiges Rudel Polarfüchse, die die Tiere vollständig verzehrt hatten, so daß kaum noch ein Paar Fexen Felles übriggeblieben waren. Unverrichteter Sache traten wir deshalb unsern Rückweg an.

7. Meine erste Reise für Carl Hagenbeck nach Grönland.

1875 fuhr ich mit einem befreundeten norwegischen Kapitän auf seiner Bark nach Chile. Von Valparaiso aus machte ich mehrere Fahrten nach den Kohlenbergwerken von Coronel und Lota. Hier erwachte eines Tages plötzlich die Erinnerung an Spizbergen, wo ich in der Coal Bay im Isfjord die Kohlen frei auf der Erde hatte liegen sehen. In Valparaiso besprach ich alles mit meinem Freund, und er riet mir, schleunigst in die Heimat zurückzukehren und in

Spitzbergen mit der Ausbeutung der Kohlen zu beginnen, wie ich es in Coronel und Lota gesehen hatte. Ich bekam Lust zu dem Unternehmen, und da er gerade nach Hamburg zurückkehren wollte, so fuhr ich wieder mit zurück. Im Februar 1877 in Hamburg angelangt, erfuhr ich von meinem hier verheirateten Bruder, daß einer meiner Schulfreunde aus Tromsö mit jungen Eisbären bei Hagenbeck in Hamburg gewesen sei und sie gut verkauft habe. Mein Bruder hatte ihm hierbei als Dolmetscher gedient. Bei dieser Gelegenheit hatte Hagenbeck den Eisbärfänger gefragt, ob es ihm möglich wäre, einige Eskimofamilien von Grönland herüberzubringen. Mein Freund hatte aber erklärt, daß es unmöglich sei, mit seinem Segelschiffe durch den Eisrand an die Ostküste Grönlands vorzudringen. Als ich dies hörte, rief ich begeistert aus: „Wenn Hagenbeck Grönländer haben will, so werde ich sie ihm holen!“

Mein Bruder hatte zwar seine Bedenken, aber er konnte mich nicht irremachen. Am andern Morgen ging ich sogleich zu Hagenbeck. Ich nannte Namen und Heimat, worauf Hagenbeck sofort fragte: „Ah, Sie bringen wohl junge Eisbären?“ Ich erzählte nun, daß ich soeben von der Westküste Amerikas gekommen sei und von meinem Bruder den Wunsch Hagenbecks erfahren hätte, einige Eskimofamilien zu holen.

„Trauen Sie sich das denn zu?“ Hagenbeck sah mich jungen Menschen scharf an.

„Ja, warum nicht?“ Und nun setzte ich ihm in wenigen Sätzen auseinander, daß man die Grönländer aus den dänischen Kolonien holen müsse, dazu aber die Erlaubnis der dänischen Regierung brauche.

„Sie sind mein Mann! Sie sollen reisen!“ rief Hagenbeck, der ein Mann von raschem Entschluß war. Es wurde

nur noch einiges Geschäftliches besprochen, und die Sache war abgemacht.

Um 10 Uhr vormittags hatte ich Hagenbecks Haus betreten, um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr waren wir beide schon auf dem Wege zum Altonaer Bahnhof.

Mit Verhaltungsmaßregeln und Geldmitteln versehen, reiste ich über Kiel—Korsör nach Kopenhagen. In Kopenhagen erfuhr ich, daß bereits Ende April ein Schoner nach Grönland absegeln sollte. Aber wie so schnell die Erlaubnis der dänischen Regierung herbeischaffen? Ich versuchte wiederholt, bei höheren Beamten vom Ministerium des Innern meine Sache vorzutragen, aber vergebens. Darauf suchte ich den Direktor des Grönländischen Handels, Rink, auf, der lange Jahre in Grönland gewohnt hatte und dessen Frau in Grönland geboren war. Er empfing mich sehr freundlich, kannte auch Hagenbeck, aber er bezweifelte stark, daß man jemals die Erlaubnis erteilen würde, Eskimos nach Deutschland zu bringen. Er selbst sei keineswegs dazu befugt, sondern lediglich der Minister. Ferner erklärte er mir ganz offen, daß er persönlich mein Vorhaben nicht billige, denn es sei fraglich, ob den Eskimos unser Klima zuträglich wäre. Man hatte in Kopenhagen schon schlechte Erfahrungen gemacht. Junge Grönländer, die die Sprache erlernen sollten, waren dort gestorben. Er glaubte auch, die Leute könnten in Deutschland zu sehr verwöhnt werden, so daß sie sich später in ihrem heimatlichen, einfachen Leben nicht mehr zurechtfinden würden. Ich wurde schon ganz nutzlos und telegraphierte Hagenbeck am dritten Tag den Stand der Dinge, worauf er mir erwiderte und empfahl, den Direktor des Zoologischen Gartens aufzusuchen und diesen um Rat zu fragen. Der Direktor, ein Rittmeister Fink, gewährte mir, trotz der schon beendeten Geschäftszeit

doch noch eine Unterredung, als er hörte, daß ich von Hagenbeck kam. Ich trug ihm in kurzen Worten mein Anliegen vor und erklärte, daß Hagenbeck mit den Grönländern eine ethnographische Schaustellung veranstalten wolle, damit man sich in Deutschland und anderswo einen Begriff von dem Leben und Treiben dieses eigenartigen Volkes machen könne. Der Direktor hörte mir sehr aufmerksam zu, und als ich geendet hatte, brach er in ein lautes Lachen aus. Ich war natürlich ganz bestürzt, daß er diesen schönen, wissenschaftlichen Plan verlachte; aber er erklärte mir sofort den Grund seines Vergnügens. Er fand es nämlich direkt ulkig, daß ich gerade ihn um Rat anging, da er in der That der einzige in ganz Dänemark wäre, der mir helfen könne, denn der Minister des Innern wäre sein Schwager, und er verhehlte mir auch seinen Einfluß auf diesen nicht.

Am andern Morgen 10 Uhr trafen wir uns im Ministerium. Direktor Fink hatte eine Unterredung mit seinem Schwager, die geraume Zeit dauerte, da auch dieser große Bedenken hegte, aber endlich kehrte Fink mit einer bedingten Zusage zurück. Der Minister verlangte Bereitstellung einer gewissen Summe als Garantie für Löhne und Rückreise, auch sollten die Eskimos genügend mit passenden Kleidungsstücken und dergleichen versehen werden. Meine Freude über diesen plötzlichen unerwarteten Erfolg war unbeschreiblich. In Hagenbecks Namen versprach ich dem Direktor für seinen Zoologischen Garten Hagenbecks allerschönsten Löwen.

Sofort begab ich mich zum Hafen, um mir ein Schiff zu suchen. Die Schonnerbrigg, welche Ende April nach Nordgrönland absegeln sollte, wollte mich auch mitnehmen, vorausgesetzt, daß ich die Erlaubnis der dänischen Regierung nachweisen konnte.

Vergnügt reiste ich zunächst wieder nach Hamburg zu-

rück. Hagenbeck empfing mich in bester Stimmung. Ich rüstete sieberhaft zur Abreise, jedoch das Eintreffen der versprochenen dänischen Erlaubnis zog sich so in die Länge, daß die Schonerbrigg ohne mich absegelte.

Das nächste Schiff, das nach Nordgrönland ging, war die Brigg „Walfisken“ (Walfisch), mit der ich am 9. Mai 1877 von Kopenhagen in See stach. Das Wetter war, wie meist um diese Jahreszeit, recht ungünstig, und unser altes Schiff, einst in Schweden aus starkem Eichenholz erbaut, machte in diesem Jahr seine 80. Reise. Es ging daher nur langsam vorwärts.

Der Führer des Schiffes, der erste und zweite Steuer- mann nebst einigen Mannschaften waren Friesen von der Insel Föhr. Sie hatten früher Walfang auf Grönland getrieben und besaßen daher viel Erfahrung im Segeln zwischen den großen Eisbergen der Davisstraße und Bassin- bai und hatten sich in Kopenhagen das Recht erworben, auf den königlich dänischen Handelsschiffen zu fahren.

Es machte mir viel Spaß, diese braven Friesen am Tische immer Friesisch reden zu hören, und obwohl ich leid- lich Plattdeutsch verstand, konnte ich doch nichts verstehen. Der zweite Steuermann versuchte vergeblich, mich diese Sprache zu lehren.

Im Juni endlich hatten wir den Hafen Egedes Minde in Nordgrönland erreicht, lieferten die Post ab und fuhren sogleich nach unserm Bestimmungsort Omanak in Nord- grönland weiter.

Als wir den Hafen von Egedes Minde verließen, segelten wir mit starker Brise so wuchtig auf einen sorglos im Fahrwasser spielenden Walfisch, daß das Schiff sich vorn hochhob und der Walfisch vollständig umgedreht wurde. Ich war gerade im Begriff, die Treppe zur Kabine

hinunterzusteigen, als das Schiff diesen unerwarteten Stoß bekam. Der Länge nach sauste ich die steile Treppe hinunter, bis ich auf dem Kabinendeck landete. Ebenso schnell war ich aber auch wieder an Deck, denn ich dachte nichts anderes, als das Schiff sei auf einen Eisberg oder auf einen unterseeischen Felsen gelaufen. Aber meine friesischen Freunde klärten mich schnell auf.

Endlich erreichten wir glücklich den Hafen und trafen dort die Schonerbrigg, die vor uns von Kopenhagen abgesegelt war. Kurz nach unserm Eintreffen setzte sie ihre Reise nach Norden, nach Upernavik (Frühlingshafen) fort.

Ich ging sogleich an Land und quartierte mich bei dem dänischen Kolonieverwalter und Kaufmann ein, Koloniebestyrer auf dänisch genannt. Mein erster Besuch galt natürlich den Steinhütten der Eingeborenen.

Aber was war das?!

Sobald ich mich dem Eingange einer Hütte näherte, huschten die Eingeborenen wie Kaninchen schreiend in ihren Bau. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich bei der zweiten, dritten und vierten Hütte, so daß ich zunächst meine Bemühungen, an die Leute heranzukommen, aufgab.

Als ich dann einige Stunden später Eskimogruppen am Hafen sah, ging ich auf sie zu. Aber laut schreiend flüchteten auch sie nach allen Richtungen.

Am Mittagstisch bei dem Kaufmann erzählte ich ihm meine Erlebnisse und erkundigte mich, ob ich denn so etwas Abscheuliches an meinem Außern hätte, das die Eingeborenen mit Schreck erfüllen müsse. Die außer mir eingeladenen Dänen von Dmanak brachen darauf in helles Gelächter aus, und Kaufmann Boyesen erklärte mir den Zusammenhang. Der Kapitän der eben abgegangenen Schonerbrigg, mit dem ich eigentlich hatte reisen wollen,

hatte zu einem Eskimo, der mit beim Löschen der Ladung beschäftigt und als häßlichster und faulster im ganzen Ort bekannt war, geäußert: „Warte nur! Du wirst demnächst abgeholt und sollst in Europa, bei Hagenbeck in Hamburg, in einem eisernen Käfig mit Löwen und Tigern zusammen gezeigt werden. Mit der Brigg ‚Walfisken‘ kommt der Mann, der dich holen soll.“ Die Schreckenskunde hatte sich schnell verbreitet, und die einfältigen Eskimos hatten den Ulk für bare Münze genommen. Boyesen erklärte mir offen: „Sie werden hier bei den Leuten auch kein Glück haben, sie sind zu ängstlich geworden.“ Er schlug mir deshalb vor, am nächsten Tag mit der Bark „Nordlyset“ (Nordlicht), die von Upernawik käme, nach Jacobshavn zu fahren, wo etliche Söhne und Töchter des vor kurzem verstorbenen Koloniebestyrers Fleischer aus Bergen (Norwegen) lebten, die mir gewiß ihre Hilfe bei meinem Vorhaben nicht versagen würden. So segelte ich denn am nächsten Tage mit der „Nordlyset“ nach Süden. An Bord befand sich auch der Distriktsarzt von Jacobshavn, der mir sehr freundschaftlich begegnete und mir ebenfalls alle Hilfe versprach.

Für einige Stunden legten wir in Godhafen auf der Diskoinsel an, wo ich Inspektor Kragerup-Smith kennenlernte, der die Stelle eines Gouverneurs und somit die höchste Gewalt in Nordgrönland innehatte. Die Unterstützung dieses Mannes war für mich sehr wichtig, denn er versprach, mich nach Kräften zu unterstützen, und gab mir auch die Erlaubnis, alles was ich für meine Schaustellung benötigte, Boote, Zelte, Schlitten, Kleidungsstücke und anderes, zu kaufen. Der Handel in Nordgrönland ist sonst Alleinrecht der Regierung.

Durch ein Gewirr von größeren und kleineren Eisbergen näherten wir uns der Handelsstadt Jacobshavn, etwa in

der Mitte der Diskobai in Westgrönland. Südlich vom Hafen schneidet ein Fjord ins Land, und ein riesiger Gletscher schiebt seine Eismassen bis ins Meer. Im Sommer lösen sich von diesem größere und kleinere Blöcke und stürzen ins Wasser, das nennt man das Kalben der Gletscher. Ein Block drängt den andern aus dem Fjord hinaus ins freie Meer, wo sie dann als Eisberge von oft wunderbaren Gestalten, durch Meeresströmung und Wind entführt, dahintreiben. Türme, Triumphbogen oder gewaltige dunkelblau schillernde Grotten offenbaren ihre Schönheit dem überraschten Reisenden.

Diese Eisberge sind infolge des Tag und Nacht nagenden waschenden Seewassers fortwährenden Wandlungen unterworfen. Türme und Grotten stürzen zusammen, andere Formen annehmend, und oft hat das Seewasser den unteren Teil so geschmolzen, daß plötzlich der große Koloss das Unterste zuoberst kehrt. Gewaltige Riesen, die bis zu 100 Meter über den Wasserspiegel emporragen und deren Fuß oft bei 200 Meter Tiefe den Meeresboden berührt, können ganz plötzlich das Gleichgewicht verlieren und vorüberfahrenden Schiffen äußerst gefährlich werden. Den Seehunden bilden diese Eisberge willkommene Schlupfwinkel, wohin sie sich vor der Harpune der Seehundfänger flüchten, und es ist ein höchst gefährliches Unternehmen, sie bis hierher zu verfolgen. Mancher Eskimo, der im Jagdeifer einem harpunierten Seehund bis in den Eisberg nachstellte, hat schon seinen Tod unter zusammenstürzenden Eismassen gefunden. Oft genügt schon ein Flintenschuß, um einen solchen vom Wasser unterhöhlten Giganten zu Fall zu bringen. Darum ist das Segeln zwischen Eisbergen mit großen Gefahren verbunden. Da dies meine erste Fahrt in der Baffinbai war, fand ich die Vorsicht unseres friesischen



Kenternder Eisberg. (S. 32.)

„ . . . oft hat das Seewasser den unteren Teil so geschmolzen,
daß plötzlich der große Kolos das Unterste zuoberst kehrt.“



„Es währte nicht lange, so trat eine ganze Flottille
von Kajaks bei unserem Schiffe ein . . .“ (S. 33/34)



Kenternder Kajak. (C. 34.)

Durch einen Paddelschlag kann der Eskimo sein Fahrzeug wieder ausrichten.

Kapitäns, jedem größeren Eisberg weit auszuweichen, reichlich übertrieben, denn ich war es von Spitzbergen gewohnt, bis dicht an die Scholle heranzufegeln. Als wir aber einmal einem gewaltigen Riesen begegneten, fing dieser plötzlich an zu kentern und hätte um ein Haar unser Schiff erschlagen. Seit jenem Tage übte ich keine Kritik mehr an unserm alten Kapitän. Nach langsamem, vorsichtigem Kreuzen konnten wir durch das Fernrohr die aus Holz erbaute Kirche und die rot gestrichenen Wohn- und Packhäuser der dänischen Handelsstation wahrnehmen. Ab und zu wurden große rötliche Blasen sichtbar, die auf dem Wasser trieben und sich in der Ferne wie kleine Bojen ausnahmen. Diese Erscheinung kannte ich gut aus meiner Heimat, es waren Leberhaimagen, voll Luft geblasen, damit der Leberhai* nicht versinkt und die übrigen Haie nicht vom Köder der fischenden Eskimos ablenkt. Zwischen den Eisschollen wurden ferner schwarze Punkte sichtbar, die man wohl für Seehunde halten konnte. In Wirklichkeit waren es Eskimos in ihren Kajaks. Sie hatten kleine weiße Segel an der Spitze ihrer Fellboote befestigt, welche den dunklen Rumpf der Fahrzeuge und ihre Insassen verdeckten. Als die Eskimos näher gekommen waren, warfen sie abwechselnd ihre Harpune oder auch den Vogelspieß, um ihre Fähigkeit in der Handhabung dieser Jagdwaffen zu zeigen. Schnell sausten ihre leichten Fahrzeuge an unser schwerfälliges Schiff heran, und fröhlich riefen sie uns ihr „Inut loarise“ oder „Inut loarit“ (Guten Tag) zu, wobei ihre breiten Gesichter vor Freude strahlten.

* Er erreicht an Größe den gefürchteten Menschenhai der südlichen Meere. Der Leberhai ist im Eismeer aber den Menschen nicht gefährlich, weil er sich stets in der Tiefe aufhält. Würde man den geangelten Hai sinken lassen, dann würden seine Freunde ihn fressen und nicht nach dem Köder an der Angel schnappen.

Das Eintreffen eines europäischen Schiffes ist für die gesamte Bevölkerung ein Ereignis, das alle, Eskimos wie Europäer, gleich freudig stimmt. So hatte zum Beispiel der Kaufmann dieser Station eine Belohnung von einigen Pfund Kaffee für den Eskimo ausgesetzt, der zuerst die Kunde vom Nahen eines Schiffes bringen würde. Für diese armen Menschen ist das eine so wertvolle Gabe, daß einst, als ein Schiff zu erwarten war, ein Eskimo wochenlang auf einem Berge zubrachte, um als erster die Botschaft zu überbringen und den Kaffee einzuheimsen. Leider kam er nicht in den Besitz des mit solcher Beharrlichkeit erstrebten Schazes, denn als er des Schiffes ansichtig wurde und Hals über Kopf davoneilte, um den Kaufmann zu benachrichtigen, stürzte er so unglücklich einen Berghang hinab, daß er das Genick brach.

Es währte nicht lange, so traf eine ganze Flottille von Kajaks bei unserm Schiffe ein, sogar der Katechet oder Schulmeister des Dorfes hatte mit der ganzen Jugend einen Ausflug zu unserer Begrüßung unternommen. Dieser Ausflug war zur Hälfte wissenschaftlicher Natur, da in Grönland jeder gesunde Knabe die Handhabung des Kajaks erlernen muß, um sich in Nothfällen zu retten. Bei den Jagden kommt es häufig vor, daß Kajaks durch harpunierte Tiere zum Kentern gebracht werden, was für den Eskimo, der eingeschnürt in seinem Boote sitzt, den Wellentod bedeutet, wenn er es nicht versteht, sich mit seinem Kajak wieder aufzurichten.

Aber nur ein kleiner Teil der Eskimos kann zu brauchbaren Jägern erzogen werden, meist nur, wenn sich das Jägerblut sozusagen vererbt hat. Vielfach bekommen junge Leute plötzlich die Kajakkrankheit, das heißt, sobald sie auf das Meer hinausrudern, werden sie von einem Schwindel

erfaßt, und wenn nicht jemand in der Nähe ist, um das Boot des Erkrankten zu halten, ist dieser unrettbar den Wellen preisgegeben. Die Krankheit soll sehr zugenommen haben, und man führt sie auf das viele Kaffeetrinken der Eskimos zurück. Wer nun kein Geschick als Seehundsjäger hat, wird als Haifischfänger tauglich sein, denn den Hai fängt man von großen Fellbooten, den Umiaks, aus. Wieder andere versehen die Kolonie mit Speisefischen. Da ist besonders der Polardorsch zu erwähnen und eine Art Butt, welcher in sehr tiefen Gewässern lebt und besonders dort, wo sich Eisgletscher befinden. Dieser Fisch, „Kaderalik“ genannt, ist auf beiden Seiten weiß und der beste, den ich je gegessen habe. Die übrigen Bewohner arbeiten in den Packhäusern der Kolonie, braten den Speck zu Tran, trocknen und verfrachten die eingetauschten Felle und anderes mehr.

Da inzwischen völlige Windstille eingetreten war, rollten die Matrosen unter Gesang die Segel ein, und die Eskimos bugsierten mit mehreren großen Fellbooten unser Schiff in den Hafen. Hier wurden wir von der weiblichen Bevölkerung mit freudigem Geschnatter begrüßt und hatten Muße, die Toilette der Eskimodamen aus nächster Nähe zu bewundern. Das Haar tragen sie nach oben gekämmt, in der Mitte des Kopfes zu einem Zopf zusammengedreht, der, mit farbigen Bändern umwickelt, steif emporragt. Die verheirateten Frauen tragen blaue Bänder, die unverheirateten rote. Die verheirateten Frauen haben an ihrer Jacke eine geräumige Kapuze, in der sie ihre kleinen Kinder tragen. Ein Gurt um den Leib verhindert das Durchrutschen. Oft sieht man auch Schulmädchen mit dieser weiten Pelzjacke, Amaut genannt, die ihre kleinen Geschwister auf dem Rücken spazierentragen. Die Kinder dänischer Kolonisten werden von ihren grönländischen Kinder mädchen ebenfalls so

getragen. Auch lernen die dänischen Kinder zuerst die grönländische Sprache von ihren Pflegerinnen, und es ist meist sehr mühevoll, den eigenen Kindern nachher das Dänische beizubringen. —

Als der Anker gefallen war, strömte alles an Bord, Männer, Weiber und Kinder, und es entstand ein fröhliches Gewimmel, und als einer von der Mannschaft gar die Drehorgel mit beweglichen Figuren herbeischaffte und zu spielen begann, da war dem Faß der Boden ausgestoßen. Das Staunen und Bewundern dauerte nicht lange, da gewann die Leidenschaft für den Tanz die Oberhand, und alles hüpfte und drehte sich, bei der kleinen Statur der Eskimos in ihrer Fellbekleidung ein überaus komischer Anblick. Dazu kam, daß die in geringer Höhe quer über das Schiff laufende Eisenstange, die zum Befestigen der Fockschot dient, ein Stein des Anstoßes wurde. Ein Pärchen nach dem andern purzelte über dieses Hindernis, ohne daß aber die Nächstfolgenden durch die Purzelbäume ihrer Vorgänger geschickt geworden wären. Die Eskimos, die uns in den Hafen bugsiert hatten, bewirteten wir mit einem Glase Wein, was die Stimmung unserer Gäste noch erhöhte. Indem sie ihr Glas erhoben, riefen sie uns ihr „Kossutligo“ (Wohlsein) zu. Für alle gab es dann hinterher Kaffee und Schiffszwieback mit Butter, und man ließ es sich trefflich munden. Nachher zeigten die Eskimos ihre Gewandtheit in der Führung der Kajaks, und da ich für gute Leistungen zehn Biskuits als Prämie ausgesetzt hatte, begann ein lustiger Wettstreit auf dem Wasser, der uns viel Vergnügen bereitete. Manche leisteten wirklich Hervorragendes. Sie warfen ihren Kajak um, hingen sekundenlang mit dem Kopf nach unten im Wasser und richteten sich dann mit Hilfe der Paddel oder ihres Wurfholzes, mit dem sie ihre Speere

schlendern, wieder auf und fuhren weiter. Die weniger Geschickten benutzten den Luftsack an der Harpunenleine, indem sie die Luftblase im Wasser unter den Kajak drückten, worauf der Kajak umstürzte. Durch Anklammern an diesen Luftsack richteten sie sich dann wieder auf. Die Kajakeruderer sind mit einer hemdartigen Wasserjacke aus gegerbtem Seehundsleder bekleidet, welche stramm über die Öffnung des Bootes gezogen wird. An den Händen und am Hals ist sie ebenfalls fest verschnürt, so daß kein Tropfen Wasser eindringen kann.

Das Leben der Europäer in Grönland war damals höchst eintönig. Nur einigemal im Jahr legte ein Schiff dort an und versorgte den Kaufmann mit Waren, wobei er auch den ganzen Jahrgang der Zeitung des verflossenen Jahres erhielt, der sorgfältig verwahrt wurde. Die einzelnen Nummern erschienen nun an den entsprechenden Tagen auf seinem Frühstückstisch. In diesen arktischen Niederlassungen liest man die Weltbegebenheiten erst, wenn sie bereits ein Jahr alt sind. In Westgrönland, dessen Bewohner meist Christen sind, erscheint auch eine Monatschrift in der Landessprache, doch gelangt sie gleichfalls erst nach Jahresfrist zu den übrigen Einwohnern, da der Verkehr sich infolge der Eisverhältnisse auf den kurzen Sommer beschränkt.

Der Setzer, Drucker, Schriftleiter und Verleger der später wöchentlich erscheinenden Grönländischen Zeitung — er war alles in einer Person — ist in Kopenhagen gewesen, um sein Handwerk zu erlernen. Der damalige dänische König ließ ihn zu sich kommen.

„Du bist der erste Grönländer, den ich zu sehen bekomme.“

Darauf antwortete der Eskimo ganz ruhig: „Und du bist der erste König, den ich zu sehen bekomme.“

Später hat das königliche Paar diesen Mann auch auf der Insel besucht. Der König durfte mit dem „Zeitungsverleger“ in seiner Stube Kaffee trinken. „Du gehörst zu den Weibern“, sagte er freimütig zur Königin und schob sie in die Nebenstube. —

Man kann ermessen, welche Freude die Europäer bei der Ankunft eines heimatlichen Schiffes empfinden. Da nimmt das Fragen auf der einen und das Erzählen auf der andern Seite kein Ende. Fast rührend ist es mitanzuhören, wie ganz unbedeutenden Vorkommnissen in Europa eine Aufmerksamkeit gezeigt und ein Interesse entgegengebracht wird, als ob es sich um weltbewegende Staatsaktionen handle, der Nachrichten aus der engeren Heimat gar nicht zu gedenken. Es ist kein Wunder, wenn die Tage der Anwesenheit eines Schiffes zu Festtagen werden, an denen das Beste aus Küche und Keller hervorgeholt wird. Ich selbst wurde von meinen halben Landsleuten, den Kindern des verstorbenen Koloniebestyrers Fleischer, auf das gastfreundlichste empfangen. Frisch gefangene Forellen und ein Sauerbraten von Seehundfleisch bildeten die Hauptgerichte. Unvergleichlich schmackhaft war das Gericht von einem Weißwal, dessen Haut und Fell mit der darunter befindlichen Speckschicht in kleine Stücke geschnitten, mit Eidergansbrust und hartgekochten Eiderganseiern zubereitet wurde und wie ein Schildkrötengericht vorzüglich mundete. Bei solchen Gelegenheiten schwelgen auch die Eskimokinder in Wonne, denn dieser Speck wird in lange Streifen geschnitten und von den Kindern gelutscht. Das heißt in der Eskimosprache „Mattak“, und die Sprache besitzt für Kinderohren kaum ein schöneres Wort. Wenn wir nun abends am gedeckten Tische saßen und prächtiger Rheinwein in den Gläsern funkelte, vergingen die Stunden in anregender Unterhaltung

wie im Fluge. Wären nicht die durch das Fenster sichtbaren Eisberge gewesen, und der Seehundbraten, und die in Fell gekleidete Eskimodienerschaft, so hätte ich meinen können, ich befände mich in der eigenen Heimat. In heiterer Stimmung begab ich mich spätabends an Bord, den freundlichen Zuruf der am Hafen sitzenden Eskimos: „Sinut loarise!“ (Gute Nacht oder eigentlich Schlafe wohl) mit einem „Sinut loarise Tamasa!“ (Schlaft alle wohl) erwidern.

Am nächsten Tage zog ich zu Doktor von Haven, doch da sein Wohnhaus etwas klein war, quartierte ich mich neben der hölzernen Kirche ein, an der sich ein Anbau befand, der als eine Art Hospital diente. Dies war mir sehr lieb, denn so konnte ich zu jeder Tages- und Nachtzeit die Eskimos empfangen, die ihre Kleidungsstücke, Gerätschaften und Altertümer für meine Sammlung brachten. In meinem Zimmer hingen zwei wohlpräparierte menschliche Gerippe an der Wand, und in einem Glasschrank befanden sich verschiedene Totenköpfe, aber das störte weder mich, noch die Eskimos, die mich besuchten. Mit dem schon lange im Ort ansässigen Karl Fleischer schloß ich bald Freundschaft, und abends, wenn er seinen Laden geschlossen und wir gespeist hatten, gingen wir in die Eskimohütten, um für die Europareise zu werben. In Karl Fleischer hatte ich einen tüchtigen Anwalt gefunden. Er war im Dorfe geboren, und seine Mutter war eine Vollbluteskimo, daher sprach er die Eskimosprache so gut wie jeder Eingeborene, und vor allen Dingen hatten die Eskimos unbegrenztes Vertrauen zu ihm. Wenn er ihnen die Versicherung gab, daß sie es in Europa gut haben würden, ein schönes Stück Geld verdienen und bestimmt im nächsten Sommer wieder in der Heimat sein würden, so waren sie schon halb gewonnen. Das Angebot war auch sehr verlockend. Die jüngere

Schwester Fleischers, Helga, mühte sich ebenfalls, Leute für mich zu werben. Die Fleischers gehörten übrigens zur Verwandtschaft des später berühmt gewordenen Polarforschers Knud Rasmussen.

Wir hatten bald drei Männer, eine Frau und zwei Kinder für die Reise gewonnen, und ich kaufte nun Zelte, Kajaks und Umiaks. Das sind die großen Frauenboote, welche von den Eskimos im Sommer benutzt werden, wenn sie mit Sack und Pack die Kolonie verlassen, um sich in den Fjorden Fische und Fleisch als Wintervorrat anzuschaffen. Diese großen Boote, ebenfalls aus Holzrippen und Holzboden hergestellt, sind, wie schon erwähnt, mit enthaartem Seehundsfell überzogen. Um dieses alles zu erstehen, reiste ich in die Umgegend, nach Norden bis Rittenbenk, nach Süden bis Claushavn und Christians-Haab. Ich hatte dabei das Glück, verschiedene grönländische Altertümer aus Stein, Holz und Knochen zu erwerben, welche noch aus der Heidenzeit der Eskimos stammten und den Toten als Grabbeigabe gedient hatten. Meine Sammlung und Ausrüstung für die Reise wuchsen zu stattlichen Mengen heran, und als der alte „Walfisken“, vom höchsten Norden Grönlands kommend, Ende August wieder nach Jacobshavn zurückkehrte, war ich mit allem reisefertig.

Sogleich brachten wir unsere Sachen an Bord. Die großen Boote mußten ganz auseinandergenommen werden, um sie im Schiffsraum verstauen zu können. Für meine Eskimos waren etliche Kabinen errichtet worden. Endlich kam der Tag der Abreise, und unter großem Weinen und Wehklagen der Eskimos brachte ich meine Schutzbefohlenen an Bord. Fast die ganze Kolonie gab uns das Geleit, bis weit hinaus zwischen die Eisberge, denn es war Windstille, und unser Schiff mußte von einer großen Anzahl Umiaks

in See hinausbugsiert werden. Als wir endlich aus dem Eisgewirr heraus waren, kehrten sie um. Einer meiner erworbenen Eskimos, der Jüngling Kojange, hatte es jedoch mit der Angst bekommen und sich in eins der Umiafs zurückgeflüchtet. Glücklicherweise hatten einige Matrosen dieses beobachtet, und ich holte meinen Kojange wieder aus seinem Versteck hervor. Kojange, den wir den Pechvogel nannten, hatte später manches Abenteuer auf seiner Europa-reise. Doch davon erzähle ich noch.

Der eigentliche Führer dieser Truppe war Okabak mit seiner Frau Maggak und seinen zwei kleinen Mädchen Ané und Katerina. Okabak war 36 Jahre alt und recht aufgeweckt. Er konnte in seiner Sprache schreiben und bekam in Europa auf unserer Rundreise manches Geldstück, wenn er den Besuchern etwas in der Eskimosprache auf ihre Visitenkarten schrieb, was ich dann notdürftig übersetzen mußte, denn er schien es immer darauf abgesehen zu haben, etwas zu schreiben, was ich am wenigsten verstand. Okabak interessierte sich auf der Reise für alles, was ihm begegnete. Beim Segelsetzen oder -reffen war er stets dabei, und mancher Spritzer ergoß sich über seine nagelneue Seehundsjacke.

Als wir in Kopenhagen landeten, bestellte ich einige Droschken, um meine Schützlinge ins Hotel zu bringen. Okabak betrachtete den Droschkengaul mit größtem Mißtrauen und fragte mich dann: „Ist dieser Riesenhund auch bissig? Und warum habt Ihr auf Eurem Schlitten oben ein großes Haus gebaut?“ Als wir dann im Hotel anlangten, kannte sein Staunen keine Grenzen. Damals hatte man nur Gasbeleuchtung, und er wollte durchaus von mir wissen, wie es brennen könne, ohne daß Tran oder Docht sichtbar seien. Nachher, in der Eisenbahn, war er ebenfalls sprachlos, als sich der Zug in Bewegung setzte, denn er

sagte sich selbst, daß es unmöglich Hunde sein könnten, die so viele Wagen zögen. Anfangs steckten die Eskimos die Köpfe zum Fenster hinaus, theils um die Gegend anzusehen, theils um die Schnelligkeit des Zuges zu bewundern. Als wir uns aber einem Tunnel näherten, waren alle in größter Todesangst. Kokik (übersetzt Fingernagel) schrie auf: „Wir fahren gegen einen Felsen!“ Okabak jedoch beruhigte ihn: „Ja, siehst du denn nicht, in dem Felsen ist ein Loch, in das wir hineinfahren.“ Kokik aber jammerte: „Nein, nun müssen wir alle sterben, Gott sei uns gnädig!“

Wir fuhren nach Hamburg und reisten bald von Ort zu Ort; denn man hatte noch nirgends Gelegenheit gehabt, Eskimos in ihrem Leben und Treiben zu beobachten. In Berlin gastierten wir im Zoologischen Garten, wo uns fast täglich die damalige Prinzessin Friedrich mit den jungen Prinzessinnen Margarethe und Sophie besuchte. Der Kronprinz (der spätere Kaiser Friedrich) kletterte sogar in das Eskimohaus hinein, und als Kaiser Wilhelm I. uns mit seinem Besuche beehrte, mußten die Eskimos ihre Tauchkünste mit dem Kajak zeigen.

In Paris hatten wir noch sechs Eisbären und zwölf Seehunde dazubekommen, die im Wasser herumschwammen und auf die die Eskimos mit ihren Kajaks Scheinjagd machten. Hier führte ich meine Schützlinge einmal in ein Theater, in dem ein Zauberer auftrat. Auf meine Naturkinder machten die Vorführungen großen Eindruck, besonders auf Okabak, der später in Grönland tagelang von den unglaublichen Kunststücken dieses Angakök (Zauberers) erzählte. Noch heute haben die heidnischen Eskimos ihren großen Angakök, und so interessierte gerade dieses die Eskimos so sehr. Zu einer Festlichkeit, die der Direktor des Zoologischen Gartens am Schlusse unseres dortigen Aufenthaltes

gab, waren auch die Eskimos eingeladen. Der Hofmeister Kaiser Wilhelms I. war ebenfalls mit Frau und Tochter erschienen. Die Eskimos wurden genau wie alle andern Gäste bewirtet, und als wir wohl anderthalb Stunde an der Tafel gegessen hatten und noch kaum die Hälfte der Speisen aufgetragen war, meinte Okabak, dem der Wein wohl schon etwas zu Kopf gestiegen war, es könnten nun wohl alle satt sein, er für seine Person sei es schon längst. Ich zeigte ihm die Speisefarte und erklärte, daß nun noch einmal soviel Gerichte kommen würden. Die übrigen Gäste waren neugierig, zu erfahren, was Okabak mir zu sagen gehabt hatte, und als ich ihnen dieses übersezte, brach große Heiterkeit aus. Am Schluß der Tafel verlangte Okabak hinausgehen zu dürfen, da es ihm unmöglich sei, noch länger stillzusitzen. Später wurde getanzt, und die junge Frau Maggak, die sehr gut aussah und vor allen Dingen recht lustig veranlagt war, wurde fast zu jedem Tanze geholt. Auch Okabak wurde von der Frau des Hofmeisters, die ziemlich korpulent war, zum Tanze geholt. Er tanzte wohl einmal im Saal mit ihr herum, worauf er sie einfach stehenließ mit dem Ausruf: „Arjorpooh“ (Schlecht). Der Wein hatte ihn übermütig gemacht, er holte sich sogleich eine jüngere und schlankere Tänzerin, der er nach Beendigung des Tanzes zurief: „Ajungilak“ (Sehr gut). Zum Schluß tanzten die Eskimos zu dritt — zwei Männer und die Frau — den Pingasut, einen in Grönland sehr beliebten Tanz, und ernteten großen Beifall.

Reichbeladen mit Geschenken aller Art und mit schönem Verdienst kehrten die Eskimos in ihre Heimat zurück. Okabak schrieb in der Landeszeitung einen langen Bericht von der Reise, und noch heute wird in Jacobshavn von dieser Europareise der Eingeborenen erzählt. Auch lud Okabak alle Eskimos der Diskobucht zu sich ein. An Kaffee, Tee,

Zucker, Mehl und Zwieback hatte er so viel aufgekauft, daß er sie tagelang bewirten konnte. Von einem großen Stein aus hielt er nun über seine Europareise Vorträge, die kein Ende fanden. Kein Wunder, daß niemand mehr zur Jagd ging und alle sich auf die faule Haut legten und von Europareisen träumten. Die Sache wurde sogar so schlimm, daß die Regierung es verbot, wieder Eskimos nach Europa zu bringen.

8. Kojange, der Pechvogel.

Der schon erwähnte kleine Kojange, dessen Name in der Eskimosprache „der sehnsuchtsvoll Erwartete“ bedeutet, sollte uns auf unserer Reise durch Europas große Städte noch viel Kummer machen. Der Bengel war der reinste Pechvogel und unser aller Sorgenkind.

Schon auf der Reise nach Dänemark fing es an. Die Seerkrankheit packte ihn zuallererst und am aller schlimmsten. Tagelang lag er stöhnend und wimmernd in der Kabine und schien dem Tode nahe. Als er genesen war und auf Deck spazieren konnte, überfiel uns ein Sturm. Da er nicht gerade bange war, ließen wir ihn eine Zeitlang oben auf Deck, aber eine der ersten überkommenden Seen nahm ihn mit.

„Kojange!“ schrien die Matrosen, und einer sprang in das ablaufende Wasser und fischte ihn vor der Schanzverkleidung noch glücklich heraus.

Bei einer andern Gelegenheit stürzte er in eine offene Luke und lag eingeklemmt zwischen Ballen und Fässern. Fieberhaft arbeiteten alle daran, ihn zu befreien. Ich fürchtete schon, daß er das Genick gebrochen hätte, aber nach kurzer Zeit erholte er sich von der Ohnmacht und lief wieder wohl und munter durch das Schiff.

Wenn die Hunde gefüttert werden sollten, drängte er sich stets zur Mitarbeit, obwohl die Biester ihn jedesmal in die Hand bissen, weil er den Fisch nicht früh genug losließ.

Die Matrosen hatten ihn natürlich bald zur Zielscheibe ihres Spottes gewählt und neckten ihn, wo sie nur konnten; aber er nahm das weiter nicht übel und hatte immer ein freundliches Grinsen zu allem, was sie mit ihm machten.

Als wir in Hamburg aus Hagenbeds Beständen noch Eisbären und Seehunde zur Vervollständigung der Schau erhalten hatten, wandten wir uns zunächst nach Paris und bauten im „Jardin d'acclimatation“ (Garten der Genesenden) unser grönländisches Dorf auf. Aus Rasen errichteten wir Eskimohütten, den kleinen Teich bevölkerten wir mit unsern munteren Seehunden, brachten auch die Boote zu Wasser und gingen dann daran, die Käfige für die Eisbären nicht weit vom Wasser aufzustellen.

Unsere Ausstellung wurde für Paris eine ganz große Sache, und zu Tausenden strömten die Leute herbei. Am meisten interessierte das Fahren mit den Hundeschlitten, die prachtvollen Kunststücke meiner Leute im Kajak, das Füttern und Jagen der Seehunde.

Mein Kojange erregte schon seiner vierschrotigen Gestalt und seiner „Pferdemähne“ wegen Aufsehen. Auch die Pariser sungen bald an, über ihn Witze zu machen und ihn zu necken.

Eines schönen Tages führten nun die beiden ältesten Eskimos eine „Glanznummer“ vor: Jagd auf Seehunde. In beängstigender Fülle umsäumten die Zuschauer den kleinen See. Kojange stand mit mir in der Nähe der Eisbärenkäfige. Auf einmal höre ich einen markerschütternden Schrei, drehe mich schnell um, das Herz will mir stillstehen: ein Bär hat Kojange gefaßt, die andern trotten unruhig im Käfig hin und her. Unvorsichtigerweise hatte sich der Pech-

vogel an die Gitterstäbe gelehnt, ein Bär hatte sich darauf auf die Hinterbeine gestellt und mit den Vorderpranken den Jungen an den Schultern gefaßt. Die leicht erregbaren Franzosen erhoben nun ein fürchterliches Geschrei. Kinder weinten, Frauen sanken ohnmächtig um, den Tumult über-tönte aber noch Kojanges Jammergeschrei. Ich langte so-fort nach einem Bootsruder, dessen Ranten Walroßzähne schmückten, und schlug dem Tier mit aller Kraft über den Kopf. Einige Franzosen kamen mir zu Hilfe, holten Har-punenstangen und stießen sie dem Tier in die Rippen. Aber alles half nichts. Der Bär wurde immer wilder, und Ko-jange schrie immer heftiger. Schließlich machte der Unglück-liche einen Sprung, und — er war befreit. Große Fegen von der Seehundsjacke und vom Hemd blieben in den Lagen des Tieres. Wie ein Wiesel huschte Kojange in seine Hütte.

Als ich mir seine Schulter ansah, bemerkte ich zu meiner Freude, daß er nur leichte Fleischwunden davongetragen hatte. Nachdem seine Wunden gewaschen und verbunden waren, lachte der Kleine schon wieder.

Einige Tage später hatte Kojange aber neues Pech. Unsere Seehunde waren so zahm geworden, daß sie die Heringe aus der Hand fraßen. Der Junge stand nun auf der kleinen Brücke am Teich und hielt den Tieren einen Fisch hin. In dem Augenblicke wurde er von einem andern Eskimo angerufen und drehte sich um. Ein Seehund schoß plötzlich weit aus dem Wasser, erwischte aber nicht nur den Fisch, sondern biß sich auch in Kojanges Hand fest. Mit einem Mordschrei riß er seine Hand los und fiel nun hinterrücks ins Wasser. Da es hier nicht tief war, hatten wir ihn bald wieder glücklich am Ufer. Nun glauben aber die Eskimos, daß ein Seehundsbiß — gleich einem Schlangen-

biß — lebensgefährlich ist, und es vergingen diesmal einige Tage, bis Kojange wieder lustig wurde.

Es schien, als wollten sich unsere Seehunde wegen der Beraubung ihrer Freiheit an Kojange rächen. Das eiserne Drahtgitter, das den kleinen See umgab, war an einer Stelle kaum einen Fuß hoch. In einer hellen Mondnacht verspürten unsere Robben nun einen abenteuerlichen Drang. Sie drückten an der niedrigen Stelle das Gitter zu Boden und watschelten, ohne vom Wärter bemerkt zu werden, in den Garten hinein. Als wir am andern Morgen zum Füttern kamen, sahen wir mit Erstaunen, daß die meisten fehlten. Als wir noch überlegten, entdeckte einer das niedergedrückte Gitter und die Spuren im Sand. Wir machten uns sofort auf die Suche und fanden alle zehn Ausreißer wartend vor dem verschlossenen Portal. Wußten die Tiere, daß sie durch die Pforte ihren Einzug gehalten hatten?

Wir brachten nun schleunigst die Transportkäfige herbei und meinten, wir könnten die Tiere hineintwerfen, wenn wir sie an den Hinterflossen packten. Aber da kamen wir schön an! Die geschmeidigen Robben drehten und wanden sich und schnappten nach unsern Fingern. Endlich gelang es mir, ein Tier in den Kasten zu bekommen. Schnell klappte ich den Deckel nieder und eilte mit meiner Beute dem Teiche zu. Kojange hatte dem aufmerksam zugehört. Er wollte die Fangmethode auch anwenden. Nachdem er einige Male hin und her gesprungen war, faßte er einen Seehund bei den Hinterflossen. In demselben Augenblick drehte sich das Tier aber auch schon herum und biß den Eskimo in den Stiefel. Sofort schrie Kojange und lief weg, schleppte aber das Tier, das sich festgebissen hatte, hinter sich her. Die Robbe drehte sich dabei mehrmals um, riß ein Stück Leder mit Strumpf los, und endlich war der Pechvogel befreit.

Schnell eilte er in seine Hütte, saß aber bereits eine Viertelstunde später fröhlich grinsend draußen und flickte seine Schuhe.

9. Besuch beim letzten Nomadenvolk Europas.

Schon in meiner frühesten Jugendzeit machte ich Bekanntschaft mit den Lappen. 1878 sandte mich Carl Hagenbeck zu dem letzten Nomadenvolk, um hier völkerkundliche Gegenstände zu kaufen und einige Leute für eine Lappländerschau anzuwerben.

Von Hammerfest aus suchte ich den tief ins Land schneidenden Fjord Porsanger auf, um von hier aus zu den Lappländerdörfern Karasjok und Kautokeino zu gelangen.

Die Lappländer, in Schweden „Lappen“, in Norwegen „Finner“ genannt, nennen sich selber Samer. Sie haben in Europa noch einen Bruderstamm, gleichfalls Nomaden, die Samojeden, die mit ihren Renttieren westlich vom Ural im Sommer die Tundra durchziehen, im Winter jedoch die südlichen Waldgebiete aufsuchen.

Es leben heute rund 20000 Samer in Norwegen, 6000 in Schweden, aber sie sind größtenteils keine Nomaden mehr; Finnland hat ferner noch etwa 1500 und Rußland 1700 Lappen.

Was dem Bewohner der Wüste das Kamel, das ist dem Lappländer das Renttier, ohne dieses wäre seine Existenz unmöglich. Es liefert ihm sämtliche Bedürfnisse des Lebens: die Haut zur Kleidung und Bedeckung des Zeltes, die Sehnen zu Stricken, die Knochen und das Geweih zur Anfertigung von Werkzeugen, Fleisch, Blut und Milch endlich zur täglichen Nahrung. Vor den Schlitten gespannt, zieht es sämtliche Habe, und im Sommer dient es



Kojange der Pechvogel (Grönland-Eskimo).
(S. 44 ff.)



Der Lappe im Pariser Krankenhaus.
(S. 57 ff.)



Lappländer mit Renttieren vor dem Sommerzelt. (S. 49.)

Der Schlitten wird auch im Sommer verwendet, da die Lappen keine Wagen kennen.
Er gleicht eher einem Boot als einem Schlitten

als Tragtier. Der schwerfällige Schlitten des Lappländers gleicht eher einem Schiff als einem Schlitten. Beim Fahren kommt es häufig vor, daß ein noch wenig gezähmtes Tier keine Lust zum Ziehen des schweren Schlittens verspürt, sondern sich auf seinen Herrn und Meister stürzt und ihn mit den Hufen bearbeitet. In diesem Fall kehrt der gutmütige Lappe den Schlitten über sich, läßt das Tier seine Wut ruhig austoben und fährt dann ruhig weiter, wie wenn nichts geschehen wäre.

Das Einfahren ungezähmter Rentiere ist eine saure Arbeit, die nicht jedem Freude macht. Einem geübten „Einfahrer“ winkt daher überall hoher Lohn. Am liebsten wählt man zum Einfahren einen zugefrorenen See. Hat das vorwärtsstürmende Tier einige 100 Meter in gerader Richtung zurückgelegt, dann macht es plötzlich eine große Schleife. Ein kräftiger Zug am Zügel bringt es wieder in die alte Richtung. Das Spiel wiederholt sich, bis das Tier begriffen hat, daß das Schleisefahren dem Menschen nicht nur unerwünscht ist, sondern auch eine unnötige Kraftvergeudung bedeutet. Frisch eingespannte Tiere legen oft bis zu 50 Kilometer zurück.

Die Lappen weiden ihre Rentierherden in den Tälern der nur mäßig hohen Berge des nördlichen Norwegens, im Hochsommer auf den der Küste vorgelagerten größeren Inseln. Um diese Inseln zu erreichen, werden die Rentiere von ihren Hirten und den sie begleitenden spitzähnlichen schwarzen Hunden in die See getrieben und legen den oft stundenlangen Weg schwimmend zurück.

In der Tracht unterscheiden sich die schwedischen Lappen von den norwegischen nur durch die Kopfbedeckung. Die Männer der norwegischen Lappen tragen nämlich eine Mütze mit viereckigem Deckel, ähnlich der polnischen, die mit



Renntierhaaren und Federn gepolstert ist. Die Mütze der Frauen erinnert auffallend an einen römischen Helm. Die schwedischen Lappländer dagegen tragen, Männer wie Weiber, eine spitz zulaufende Mütze, an deren Ende eine Quaste befestigt ist.

Auf meiner Reise begleitete mich ein an der Küste anfassiger Lappe. Unsere ganze Ausrüstung bestand in einem Kaffeekessel, Fischereigeräten, sowie Brot, Kaffee und Zucker. Da größere Herden öfter ihre Weideplätze wechseln müssen, weil das Moos schnell abgeweidet wird, wußten wir nicht genau, wo das Lager zu suchen sei. Wir marschierten zuerst durch eine von einem reißenden Bergstrom erfüllte Talschlucht, die mit verkrüppelten Birken bestanden war. Milliarden von Mücken umschwärmten und peinigten uns auf das empfindlichste. Der Fluß erwies sich als ziemlich fischreich, wir machten daher an geeigneter Stelle halt und warfen unsere Angel aus. In kurzer Zeit hatten wir denn auch eine große Anzahl von Forellen erbeutet, die uns auf unserer Reise als Nahrung dienen sollten, und brachen wieder auf.

Das an der Küste üppig grünende Gras wurde allmählich spärlicher, die Birken wurden immer kleiner, bis sie, als wir uns dem Hochplateau näherten, schließlich ganz verschwanden.

Das Hochland ist hier hügelig und besteht aus Schiefer- oder Basaltschichten, den dürftigen Pflanzenwuchs bilden Moos- und Flechtenarten. Häufig trafen wir auf kleine Teiche oder Seen, auf deren einem ein Laucherpaar, sogenannte Lommen, sich tummelte, das bei unserm Herannahen eiligst die Flucht ergriff.

Die Sonne stand gerade im Westen frei über den Bergen; es war Mitternacht und kurz nach Hochsommer; zwischen Mittag und Mitternacht ist in dieser Jahreszeit fast

gar kein Unterschied. Nur ist die Sonnenscheibe röthlich, und die sie umgebenden Wolken sind violett gefärbt, wie bei uns gegen Sonnenuntergang. Alles ist totenstill, den geringsten Laut hört man meilenweit. Nirgends ist ein lebendes Wesen zu erblicken, selbst die Schneehühner, die in dieser Gegend sonst zahlreich vorhanden sind, haben sich in die tiefer liegenden, mit Buschwerk bewachsenen Täler verzogen. Wir bestiegen einen Hügel, der nach allen Richtungen hin eine Fernsicht bot, aber nirgends war eine Spur von aufsteigendem Rauch oder sonst ein Zeichen des von uns gesuchten Lappländerlagers zu entdecken. Da wir nun recht hungrig waren, beschloßen wir, aus unsern Forellen eine Mahlzeit zu bereiten und die Nacht hier in einem sich zu unsern Füßen hinziehenden Thal zu verbringen. Wir sammelten Reste von trockenen Zwergbirken und Gras, zündeten damit ein Feuer an, füllten unsere Kessel mit Wasser und kochten die Fische. Ein flacher Stein diente als Tisch, und während wir die leckeren Forellen mit Salz und Brot ver-speisten, wurde der Kessel mit Sand ausgeschauert und, mit Wasser gefüllt, wieder ans Feuer gesetzt. Wir tranken dann noch zum Schluß der Mahlzeit Kaffee und begaben uns unter einem überhängenden Felsen zur Ruhe. Ein Stein war das Kopfkissen, unsere Röcke dienten als Decke.

Als die Sonne im Nordosten stand, begaben wir uns von neuem auf die Suche nach dem Lager. Jedoch schlugen wir jetzt eine andere Richtung ein. Wir marschierten den ganzen Tag über und stießen erst gegen Abend auf eine Rentthierherde mit ihren Hirten.

Es war eine lebhaft e Szene, die sich vor unsern Blicken abspielte. Zwischen zwei kleinen Seen wurden die Rentthiere unter stetigem Bellen der Hunde und scheltenden Zurufen der Männer und Weiber zusammengetrieben. Männer

mit langen Schlingen holten geschickt die zu melkenden Tiere aus der Herde heraus. Geschäftig eilten die Frauen von Zelt zu Zelt, und dabei schlugen die an einem Gurte herabhängenden Gerätschaften, das in einer Holzscheide steckende Messer, die aus Renntierhorn geschnitzte Nadelbüchse und die Schere gegen die Fellkleidung. Die Tiere liefen bunt durcheinander, galoppierend und springend. Hier kämpften zwei Renntierböcke miteinander, indem sie sich auf den Hinterbeinen aufrichteten und sich gegenseitig mit den Vorderbeinen den Kopf mit größter Schnelligkeit bearbeiteten, dort wurden bereits eingefangene Tiere gemolken und die Milch in hölzernen Gefäßen in die Zelte getragen.

Mit einem lauten „Bouri Beivi“ (Guten Tag) gingen wir auf die Lappen zu, die nicht wenig über unser plötzliches Erscheinen erstaunt waren. Sie führten uns auf unsern Wunsch durch die Herden hindurch zum Lager, das sich auf einer kleinen Anhöhe befand.

Die Zelte waren meist aus Segeltuch verfertigt, das die Lappen gegen Renntierfelle von den Küstenbewohnern eintauschen. Das Holzgerüst bestand aus etwa einem Dutzend langer Stangen, die im Kreise in die Erde gesteckt und mit den Spitzen zusammengebunden werden. Dies Gerüst ist mit dem erwähnten Segeltuch so bezogen, daß in der Mitte eine Öffnung als Rauchfang bleibt. Wir betraten das Zelt des Eigentümers der Herde, der uns seine Gastfreundschaft angeboten hatte. Müde und hungrig wie wir waren, ließen wir uns sogleich auf einem Renntierfell nieder, während die Hausfrau alsobald Holz herbeischaffte, um ein Feuer anzuzünden.

Währenddessen hatten wir Zeit, das Innere des Zeltes zu betrachten. Die Ausstattung war nur sehr dürftig; von der Mitte des Zeltes herab hing an einem hölzernen Haken

ein großer eiserner Kessel, in einer Ecke standen aus Birkenholz geschnitzte Schüsseln, und zwischen den Stangen und dem Zelttuch waren ein paar Holzlöffel eingeklemmt. Unweit des Einganges, auf der rechten Seite, hing eine Kinderwiege, die aus einem etwa zweieinhalb Fuß langen, ausgehöhlten Baumstamm bestand, dessen oberes Ende geschlossen war. Das Ganze war mit Leder bezogen und mit bunten Bändern verziert. Vollständig mit Moos bedeckt und mit starken Lederriemen festgeschnürt lag das jüngste Lappenkind in der Wiege, ohne Arm oder Fuß bewegen zu können.

Über so seltenen Besuch hocherfreut, befahl der Lappländer, als besonderen Leckerbissen ein junges Rentthier zu schlachten. Sogleich machte sich einer der Hirten auf den Weg und kehrte in kurzer Zeit, das Tier am Geweih führend, zurück. Nun packte ein zweiter einen Hinterfuß des Rentthieres, so daß es völlig wehrlos wurde, während der erste das Geweih mit den Spitzen zur Erde kehrte, den ganzen Körper so zu folgen zwingend. Das Tier lag jetzt auf dem Rücken und wurde durch Niederdrücken der breiten Geweishaufeln leicht und regungslos am Boden festgehalten.

Mein Wirt trat aus dem Zelte, kniete neben dem Tier nieder und stieß ihm sein Messer, das er am Gürtel trug, mit stillem, unscheinbarem Druck ins Herz. Nur ein leichtes Zucken der aufragenden Beine verriet das innere Verbluten, das Tier gab, obwohl es in der Freizeit ein Grunzen als Lockruf hören läßt, keinen Laut von sich und bot so mit seinen leichten, zierlichen Formen in dem glänzenden Fellkleide, das Haupt mit dem mächtigen Geweih rückwärts zur Erde gebeugt, das Bild eines feierlichen Opfers. Während des Todeskampfes des Tieres herrschte lautlose Stille. Nachdem es dann verendet war, trennte der Lappe mit dem Messer geschickt das dickhaarige Fell vom Leib, und bald

lag es neben dem warmen Körper am Boden. Erst beim Aufschneiden des Leibes wurde das Blut herausgeschöpft.

Während nun die Mahlzeit in dem Kessel hergerichtet wurde, erzählte uns unser Gastgeber, was für große Verluste er im vergangenen Winter durch ein Rudel Wölfe erlitten habe, die in seine Renttierherde eingebrochen seien. Fast der zehnte Teil der Herde sei der Blutgier der Räuber zum Opfer gefallen, und die von den Wölfen verschonten Tiere seien so weit in die Berge geflüchtet, daß sie nicht wiederaufgefunden werden konnten und nach und nach verwildert wären.

Die Wölfe gehen bei ihren Raubzügen mit Überlegung vor. Zunächst wird ein Teil der Herde abgetrieben, umstellt, und dann würgen einige Wölfe die gehezten Tiere ab, während die andern darauf achten, daß keins wegläuft. Durch solche Raubzüge ist schon mancher Lappe verarmt, hat sich unten am Fjord angesiedelt, sich eine Gamme (Erdhütte) gebaut und ein paar Ziegen gekauft. Und ehemals hatte er vielleicht 500 oder noch mehr Tiere.

Der Lappenhund spielt beim Hüten der ungeheuren Herden eine wichtige Rolle. Sobald die Renttiere nach einem neuen Weideplatz getrieben werden sollen oder wenn sie sich beim Weiden zerstreut haben, erhält der Hund von seinem Herrn den entsprechenden Auftrag, und die folg-samen Tiere entledigen sich ihrer Aufgabe mustergültig. Der Hund ist wie das Renttier für den Lappen ein unent-behrliches Haustier geworden; daher steht ein guter Lappen-hund recht hoch im Preis. Die Tiere sind außerordentlich ausdauernd. Als Nahrung erhalten sie die Knochen der Renttiere. Neuerdings haben die Lappen angefangen, ihre Hunde mit Wolfshunden zu kreuzen, aber das Ergebnis dieser Kreuzungen entspricht nicht dem Wunsch der Lappen;

vor allen Dingen eignen sie sich nicht für den Hirtendienst. Für eine Familie von 8—10 Personen werden gewöhnlich zwei Rentiere in der Woche geschlachtet; der Verbrauch beläuft sich im Jahre also auf etwa 100 Rentiere. Befinden sich die Lappen in fischreicher Gegend, so ist der Verbrauch wesentlich geringer. Auch im Frühling während der Kalbzeit wird wenig geschlachtet, da die Tiere sehr mager und die meisten Kühe trächtig sind. Im Mai suchen die Lappen auf der norwegischen Seite des Gebirges ein von Birkenwald bestandenes freundliches Thal auf. Hier weisen die Hänge recht viel Rentiermoos auf, und Mensch und Tier sind vor den plötzlich auftretenden Nordwinden und vor starkem Schneefall geschützt. An diesen Örtlichkeiten vollzieht sich das Kalben der Rentiere. Die Hirsche werden von den Männern in der Umgegend gehütet, während die Weiber sich sämtlich in den Zelten aufhalten und auf das Kalben der Tiere Obacht geben. Bleibt das Wetter gut, so stirbt nur ein kleiner Teil der geworfenen Kälber. Kommen aber Schneesturm und Kälte, so kann der dritte Teil verlorengelien, da die Kälbchen verhältnismäßig wenig Kälte vertragen können. Während der Geßzeit sind die Rentiere sehr unruhig und müssen besonders gehütet werden. Die jungen Tiere wachsen schnell heran und fangen gleich, manchmal jedoch erst durch die Hilfe der Menschen, bei der Mutter an zu saugen. Sind die Tiere vierzehn Tage oder einen Monat alt, beginnen die Lappländer mit dem Melken, eine Tätigkeit, die etwa jeden zweiten Tag vor sich geht. Um das fortwährende Saugen der Kälber zu vermeiden, wird ihnen eine Art Maulkorb, Kjevla genannt, umgebunden. Im Hochsommer gibt jede Rentierkuh etwa eine Kaffeetasse Milch. Die Lappen bereiteten früher Käse von dieser Milch, den die Norweger sehr gern

kaufte und aßen. Jetzt ist es umgekehrt. Die Lappen, wenigstens in Norwegen, melken ihre Tiere fast nicht mehr, sondern da sie Haut und Fleisch gut bezahlt bekommen, kaufen sie Milch und Milchprodukte von den Norwegern.

Die Tiere sind meist sehr scheu und müssen zum Melken mit dem Lasso eingefangen und in eine Umzäunung getrieben werden. Die Milch der Rentiere wird in großen, mit Stiel versehenen löffelartigen Gefäßen aufgefangen. Das Milchsieb erhalten die Lappen gewöhnlich von den norwegischen Ansiedlern; es besteht aus den Haaren von Pferdeschwänzen, die zu einer Art Filz gewebt oder geklopft sind. — Aus der Haut von jung gestorbenen Rentierkälbern bereiten die Frauen Anzüge für ihre Kleinen; solche Felltrachten sehen allerliebste aus.

Kommt der September heran, beginnt der Lappe mit seinen Rentieren die Rückwanderung nach den Wäldern in Schweden vorzunehmen, und die in Norwegen beheimateten Lappen wandern von dem Hochgebirge herab in die mit Wald bestandenen Täler. Ab und zu regnet es im Oktober längere Zeit ununterbrochen. Die Moosarten und Gräser sind so mit Wasser benetzt, daß bei einem plötzlichen Frost alles zu einer ziemlich dicken Eisschicht gefriert. Tritt nun der Schnee dazu, so müssen die Rentiere verhungern, da sie mit den Hufen das Eis nicht durchbrechen können. Trifft dies auf weiten Strecken ein, so sehen die norwegischen Fjorde wieder etliche arm gewordene Lappländerfamilien, die sich notgedrungen dort ansiedeln müssen, um ihr Leben zu fristen. — — —

Als der Alte uns all diese interessanten Dinge erzählt hatte, lud die Frau zum Essen ein. Als erstes Gericht wurden uns die aufgesplitterten Knochen aufgetischt, deren Mark als größter Leckerbissen gilt. Darauf wurde das



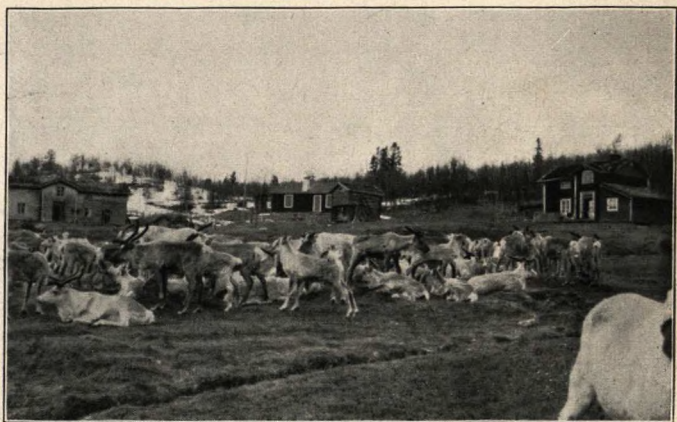
Lappen beim Zeltbau. (E. 52.)



Das Zelt ist fertig.



Fremde Rentiere werden aus der eigenen Herde ausgesondert.



Lappländerfiedlung.

Fleisch in der Brühe aufgetragen, und als Nachspeise folgte ein über dem Feuer gerösteter Rentierkäse, der so fett war, daß das Fett herabträufelte.

Inzwischen hatte sich der Himmel mit dichten Wolken bezogen, und es begann tüchtig zu regnen. Infolgedessen füllte sich das Zelt in kurzer Zeit so mit Schussuchenden an, daß man sich kaum noch bewegen konnte. Aber ich war zu müde, um mich dadurch sonderlich vom Schlafen abhalten zu lassen. Bald war ich fest eingeschlafen und hätte gewiß bis in den späten Tag hinein geschlummert, wenn mich nicht ein heftiges Alpdrücken geweckt hätte, das dadurch hervorgerufen war, daß mich zwei Frauen ungeniert als Kopfkissen benutzten, während eine dritte sich über meine Füße gelegt hatte.

Den folgenden Tag handelte ich mancherlei Gegenstände ein und wollte dann weiterreisen. Aber mein Gastfreund ließ zuvor noch ein echtes Lappengericht aufstischen: Brei von Blut, Fett, Mehl und Salz. Als Nachtisch gab es Sauerampfergrüße.

In den folgenden Tagen gelang es mir, auch eine Reihe Männer und Frauen nebst Kindern für die Europarundreise zu gewinnen. Hagenbeck und ich hatten nämlich die Absicht, eine Lappländerschau auf der Pariser Weltausstellung zu zeigen.

Aber auch diesmal sollte ich mit den Naturkindern allerlei heitere Erlebnisse haben. Im nächsten Kapitel will ich davon berichten.

10. Der Lappländer im Pariser Krankenhaus.

Als ich mit meinen Leuten und Sachen in froher Stimmung südwärts fuhr, mußte unser Schiff eines heftigen Sturmes wegen in Bergen einen unfreiwilligen

Aufenthalt von zwei Tagen nehmen. Da beschloß ich, meinen Lappländern diese Stadt ein wenig zu zeigen. Wir waren stets von einer dichten Schar Neugieriger umgeben, die die fremden Leute in ihren seltsamen Pelzen und Mützen nicht genug anstaunen konnten; denn im südlichen Norwegen ist — man sollte es kaum für möglich halten — ein Lappländer eine ebenso seltene Erscheinung wie ein Kameruner in Deutschland.

Nun war in Bergen gerade zu jener Zeit ein Zirkus, dessen Direktor, ich weiß nicht recht, ob in meinem oder nicht vielmehr in seinem Interesse, mich einlud, mit meinen Lappen einmal seine Vorstellung zu besuchen. Ich versprach es, und meine Lappländer legten auf meinen Wunsch ihren „Sonntagsstaat“ an. Man hatte uns die erste Bank vor der Manege reserviert. Wir betraten den Zirkus, und alsbald nahmen die männlichen Mitglieder meiner Truppe andächtig die Mützen ab, da sie in einer Kirche zu sein wähnten. Ich hatte ihnen nämlich absichtlich nicht mitgeteilt, was ihnen bevorstände, um die Wirkung der Zirkusspiele auf sie zu beobachten.

Plötzlich ritt unter Trompetengeschmetter auf einem Schimmel ein bunt gepufter Clown in die Bahn, und sofort brach unter meinen Leuten eine furchtbare Panik aus. Der Familienvater ergriff seinen zweijährigen Knaben beim Kragen, brach sich durch die Menschenmenge Bahn und eilte in mächtigen Sätzen der Galerie zu. Unter lautem Geschrei folgten ihm die übrigen Lappen, Männer wie Weiber, wobei sie sich häufig umsahen, ob der Schimmel auch nicht nachkäme. Auf mein Befragen nach dem Grunde ihrer sonderbaren Angst erzählten sie mir, daß sie noch nie solch ein Wesen gesehen hätten und daß sie deshalb gedacht, das Ungeheuer, das so plötzlich herbeigesprengt kam, wolle sie fressen.

Man kann sich vorstellen, wie sich das Publikum bei diesem unerwarteten Zwischenfall ergöhte. Aller Blicke wandten sich meinen Lappländern zu, und den Vorgängen in der Manege schenkte kaum noch einer Beachtung. Allmählich beruhigte sich meine Gesellschaft wieder und sah nun mit kindlicher Freude den lustigen Späßen der Clowns zu, wobei sie vor Vergnügen unaufhörlich in die Hände klatschten und dabei „borak“ (das heißt schön, gut) riefen. Sie aber von ihren hohen Sätzen herabzulocken, war vergebliche Mühe, denn sie mochten den buntscheckigen Gesellen dort unten doch wohl nicht so recht trauen.

Einige Monate später, als wir bereits in Paris waren, erkrankte einer der Lappländer ernstlich an einem Magenleiden, und der herbeigerufene Arzt war der Ansicht, daß er sich nur dann erholen könne, wenn er in ein Krankenhaus käme, wo er strenge Essensregeln einzuhalten gezwungen sei.

Dieser Vorschlag gefiel meinem Lappländer jedoch keineswegs. Aber trotz all seiner Gegenvorstellungen packte ich ihn eines schönen Morgens kurz entschlossen in eine Droschke und fuhr mit ihm nach dem Krankenhaus.

Man führte uns in einen großen Saal, in dem mehrere Kranke lagen. Wie der Lappe die bleichen Gesichter der in den Betten liegenden Leute sah, hub er an zu jammern und zu betteln, ich möchte ihn doch wieder fortbringen, ich hätte ihn sicherlich nur hierhergeführt, damit er hier unter den vielen Kranken sterben solle. In seiner Himmelsangst sprang er immer hoch, schlug nach Lappländer Art mit der geballten rechten Faust in die hohle linke Hand und vollführte einen furchtbaren Lärm.

In dem Krankensaal befand sich zufällig eine Schar junger Studenten mit ihrem Professor, der an jedem Bette über die Krankheit der betreffenden Person Vortrag hielt.

Als nun die Studenten meines unaufhörlich jammern den Lappländers ansichtig wurden, liefen sie alle herbei und betrachteten lachend die sonderbare Szene. Jetzt traten zwei Schwestern an uns heran und wollten den Lappen entkleiden und zu Bett bringen. Mein Lappe aber wehrte sich aus Leibeskräften, schlug mit den Fäusten um sich, stampfte auf die Erde und ließ sich erst, als ich ihm erklärt hatte, daß alle Patienten ein solches Krankenkostüm anziehen mußten, dazu bewegen, wenigstens seinen Renttierpelz abzulegen. Die Mütze, die Beinkleider und die Schuhe aber behielt er an. So sprang er nun halb angekleidet ins Bett und zog die Decke bis über die Ohren. Selbst der alte, ernsthafte Professor konnte sich bei dem Anblick, der sich uns jetzt bot, des Lachens nicht enthalten. Am untern Ende des Bettes guckten die langen, spitzgebogenen Lappenschuhe hervor, während man am Kopfende die viereckige rote Mütze hervorragen sah. Alle Augenblicke hob der Kranke das Deckbett empor, betrachtete mißtrauisch seine Umgebung und schimpfte wie ein Rohrspaz. Froh, daß ich ihn in guten Händen wußte, verließ ich das Hospital.

Raum war ich aber am nächsten Morgen aufgestanden, da klingelte es, und in mein Zimmer trat ein Bote mit einem Brief von dem Direktor des Krankenhauses, in dem er mich bat, ich möchte meinen Lappländer doch wieder zurücknehmen, da niemand mit ihm fertig werden könne.

Ich eilte nun schleunigst zum Krankenhause. Als ich in den Saal kam und auf das Bett zueilte, fand ich es aber zu meinem Erstaunen leer.

„Wo ist mein Lappländer?“

Die Wärter sahen mich verdutzt an. „Wahrhaftig, der Kerl ist weg! Wo mag er stecken?“

Sofort ging das Suchen los. Schließlich fanden wir

ihn im Garten. Er spazierte mit zwei Genesenden auf und ab und ließ sich Blumen und Bäume benennen. Zwar verstand er kein Wort Französisch, nickte aber trotzdem verständnisinnig: „Ja — no, ja — no.“ (Das bedeutete: Ich verstehe!) Zugleich hatte er sich aber auch schon einige Francs erbettelt.

Als ich ihn fragte: „Warum führst du dich so auf?“ antwortete er mir treuherzig: „Leute wollen mir oben Böses tun.“

Ich mußte ihn wieder mit zur Truppe nehmen.

Über Magenleiden hat er aber nie wieder geklagt.

II. Das geheimnisvolle Schiffswrack.

Die Erfahrung hatte uns gelehrt, daß gute Erfolge beim Sammeln ethnographischer Gegenstände unter fremden, unzivilisierten Völkern nur erzielt werden können, wenn ein eigenes, gut manövrierfähiges Schiff zur Verfügung steht, denn die Verbindungen mit den vom großen Verkehr abgelegenen Gegenden, die notwendig aufgesucht werden müssen, sind meist sehr mangelhaft.

Häufig kommt es vor, daß man die heute beschlossene Weiterreise morgen wieder aufgeben und den weiteren Aufenthalt ins Unbestimmte ausdehnen muß, um noch dieses oder jenes wertvolle Stück zu erwerben, von dessen Vorhandensein man erst in der letzten Stunde Kenntnis erhalten hat.

Da unsere erste Fahrt der Eisregion Nordamerikas galt, so begab ich mich in meine Heimat Norwegen, wo man das Polarmeer sozusagen vor der Tür hat und die besten Fahrzeuge für diese Zone baut. Hier erwarb ich einen Schoner, der den Namen „Eisbär“ führte und den ich meinen Anforderungen entsprechend ausbauen und mit

einer zweiten Plankenwand, der sogenannten Eishaut, überziehen ließ, um ihn gegen die scharfen Kanten des Treibeises widerstandsfähiger zu machen.

Diese Arbeiten waren Mitte Februar beendet.

Mit günstigem Winde gingen wir in See, doch kaum waren wir in der Nordsee, als es anfing, stark aus Südwesten zu wehen, und bald hatten wir einen handfesten Sturm, der nach Westen herumging und mit solcher Gewalt tobte, daß unser Schoner die seltsamsten Sprünge machte. Bald wollte er auf dem Heck aufrecht stehen, bald den Bug in den Wellen begraben, dazu rollte er fortwährend von einer Seite auf die andere. Indessen bot er, wie ein rechter Eisbär, der Wut des Sturmes und der Wogen erfolgreich Troß, was augenscheinlich nur wenigen Schiffen bei diesem Orkan gelungen war, denn oft stießen wir auf Schiffstrümmer, die eine ergreifende Sprache redeten von der Unzulänglichkeit der Menschenmacht und der Menschenwerke gegen die entfesselten Elemente.

Als am dritten Tage der Sturm seine Wut etwas gemäßigt hatte, kam in der Morgenfrühe am westlichen Horizont ein Segler in Sicht, der so sonderbar und ganz unbegreiflich manövierte, daß wir den Kurs änderten, um uns den Burschen etwas näher zu besehen. In seine Nähe gelangt, sahen wir einen Schoner, der seine Masten im Sturme verloren und dem man deshalb Notmasten aus Reservespieren gegeben hatte. An diese Notmasten waren Stagsegel gesetzt.

Das Schiff war wie ausgestorben, keine Seele an Bord zu bemerken; wahrscheinlich hatten wir es hier mit einem verlassenen Wrack zu tun, wodurch auch die seerwidrigen Manöver des dem Spiele von Wind und Wetter preisgegebenen Fahrzeuges erklärt wurden.

Um uns zu überzeugen, ob nicht doch noch jemand auf dem Wrack zu erlösen sei, setzten wir, da ein Anrufen bei dem Heulen des Sturmes unmöglich war, ein Boot aus, und mit zwei behenden Leuten gelangte ich trotz des mächtigen Seeganges an Bord des Fremden. Hier sahen wir, daß die Wellen die Schanzkleidung rings um das Schiff weggerissen hatten, während es sonst ganz unbeschädigt und so dicht wie ein neuer Kochtopf war. Im Raum war keine Spur von Wasser, und es war uns unbegreiflich, weshalb man das Schiff verlassen hatte, das sich bald als neu und gut ausgerüstet zeigte.

Auf dem Deck herrschte schon ein wildes Durcheinander von Tauen, Segeln und vielen andern Ausrüstungsstücken, in der Kabine sah es aber noch wüster aus. Hier zeigte sich ein wahres Chaos von Büchern, Papieren, Konservenbüchsen, Damenkleidern und Toilettenstücken, mit denen Fußboden und Möbel massenhaft bedeckt waren. Zweifellos waren Frauen an Bord gewesen, und die Flucht war wohl eine plötzliche, denn auch im Mannschaftsraum sah es wild aus.

Das wertvolle Schiff seinem Schicksal zu überlassen, konnte ich nicht übers Herz bringen, ich entschloß mich daher, wenigstens einen Versuch zur Rettung des Schoners zu machen, und gab dem in der Nähe kreuzenden „Eisbär“ ein darauf bezügliches Signal, das auch verstanden wurde. —

Bei dem Durchstöbern des Schiffes hatten wir im Raum ein dickes Tau von entsprechender Länge entdeckt. Wir wollten es als Schlepptau verwenden, und ich schickte meine beiden Leute hinab, um es hervorzuholen, während ich an der Luke stehenblieb, um das Tau emporzuziehen und auf Deck zum Gebrauch zurechtzulegen. Anfänglich ging das auch ganz glatt, dann setzte es sich unten aber irgendwo fest und wollte weder rückwärts noch vorwärts. Als ich

schließlich ungeduldig wurde und dem Tau einen plötzlichen Ruck gab, verlor ich bei dem Schlingern des Schiffes das Gleichgewicht und flog, da die Reling vom Sturm zer-
schlagen war, über Bord. Meine Lage war äußerst kritisch,
da mir das Tau, welches fortgesetzt im Raum ablief, nichts
nützen konnte und mein Rufen im Sturm verhallte. Da
bemerkte ich in meiner Not ein anderes über Bord hängendes
Tau; ich arbeitete mich heran und konnte, da es an Deck
festgelegt war, daran emporklettern, doch mußte ich meinen
Hut dem alten Wüterich Neptun überlassen, der scheinbar
von mir um jeden Preis ein Andenken besitzen wollte.

Als ich wieder an Deck war, tauchte gerade einer der
Matrosen aus der Luke auf und war nicht wenig erstaunt,
mich ohne Kopfbedeckung und triefend wie eine gebadete
Kaze zu erblicken. Einer Erklärung bedurfte es indessen
nicht, das über Bord schleppende Kabeltau zeugte von
meinem Ungemach.

Unterdessen war der „Eisbär“ aufgekreuzt und mußte
binnen kurzer Zeit an dem Wrack vorbeistreichen. Wir
legten das Tau daher schleunigst fest und brachten das auf-
gerollte Ende in das Boot.

Es war ein hartes Stück Arbeit, unserm Schoner bei
dem mächtigen Seegange längsseits zu kommen und das
Schleppkabel an Bord zu bringen. Besondere Schwierig-
keiten bereitete uns das Bergen unseres Bootes. Endlich
hing aber auch dieses wohlbehalten in den Davits. Das
Schlepptau war festgelegt, und wir liefen mit dem Wrack
als Anhängsel flott vor dem Winde.

Das dauerte jedoch nicht lange. So leicht läßt sich der
Meergott seinen Raub nicht abjagen; bald frischte der
Sturm so kräftig auf, daß wir ein Riff nach dem andern
einschlagen mußten.

Nun wurde die Sache sehr ungemüthlich. — Bald wieder fing unser Anhängsel an, auf eigene Faust zu manövriren, schnitt bald in den Wind hinauf, fiel vor dem Winde ab und brachte so unser Schiff, das mitgerissen wurde, in große Gefahr. Der Sturm heulte durch die Takelage, und Sturzsee auf Sturzsee ging über Deck. Unsere Lage wurde immer mißlicher. Wir mußten schließlich, wenn auch mit Widerwillen, das Schlepptau kappen, denn plötzlich donnerte eine mächtige Sturzsee so furchtbar auf uns nieder, daß auch unser Schanzkleid zertrümmert wurde und unser aller Leben in äußerster Gefahr schwebte. Das Schicksal des Schoners war besiegelt. —

Mit unverminderter Kraft heulte der Sturm, Hagelböen peitschten uns das Gesicht, unser Schiff war halb wrack. So mußten wir denn einen Nothafen an der Westküste Norwegens zu erreichen suchen, um den Schaden auszubessern. Auf der Fahrt dahin, es war gegen Mitternacht, hatten wir noch Gelegenheit, eine seltsame Erscheinung zu beobachten, die den abergläubischen Matrosen große Furcht einflößte. Auf den Spitzen von Rahen und Masten erschienen plötzlich kugelige Flämmchen, die bald stärker, bald schwächer leuchteten. Diese, unsern Leuten fremde und sie daher erschreckende Erscheinung hat ihren Grund darin, daß starke in der Luft vorhandene Elektrizität, durch die Metallbeschläge an Rahen und Mast angezogen, jene Feuer hervorbrachte. In südlicheren Gegenden kennt der Seemann das *Sankt-Elms-Feuer*.

Ohne weiteren Unfall erreichten wir endlich den Nothafen, wo wir unser Schiff ausbesserten. Hier hörten wir auch die Geschichte des Wracks, dessen Rettung wir versucht hatten.

Der Eigentümer des Schoners, ein reicher Engländer, der in Norwegen Besitzungen hatte, war auf der Reise nach

England in der Nordsee vom Sturm überrascht worden und hatte mit einem Matrosen beim Überbordgehen der Reling den Tod gefunden. Die Witwe und die übrige Mannschaft waren an demselben Tage, an dem wir das Wrack in Sicht bekamen, von einem dänischen Schoner aufgenommen worden. Das Wrack wurde einige Zeit später südlich von Bergen von einem Lotsen aufgefunden.

12. Entenjagd mit Hindernissen.

Die Küste von Britisch-Kolumbien hat viel Ähnlichkeit mit der von Westnorwegen. Wie nun die norwegische Küste ihre Bewohnbarkeit dem Golfstrom verdankt, so die von Kolumbien dem Japanischen oder Schwarzen Strom. Ich traf auf den Inseln, in den Fjorden, an den Waldrändern Indianer an, die aber nach ihrem Aussehen mit dem Lederstrumpfianer gar keine Ähnlichkeit haben, sondern vielmehr den mongolischen Stämmen an der Ostküste Sibiriens gleichen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind auch früher zahlreiche schiffbrüchige Japaner in dem ursprünglichen Stamm aufgegangen. Die hochentwickelte Holzschneidekunst weist nämlich viele japanische Züge auf, und wenn die hier ansässigen Indianer europäisch gekleidet gehen, wird die Ähnlichkeit mit den Japanern noch deutlicher.

Im Herbst kommen Enten und Gänse in Schwärmen von ihren sommerlichen Brutplätzen im Eismeer, um hier zu überwintern. Dann ist die Insel ein Paradies für Jäger.

Ich hatte 1881 in der Niederlassung Viktoria einen Schoner gemietet, Mannschaften angeheuert, um eine Sammelreise für das Museum für Völkerkunde in Berlin um diese Insel zu machen. Nachdem wir einem höchst gefährlichen Sturm glücklich entgangen waren, lief ich in einen tiefen Fjord ein und ließ vor einem Indianerdorf den Anker fallen.

Weihnachten war nahe. Ich beschloß, für einige Tage auf Entenjagd zu gehen, und mietete mir als Führer und Träger einen Indianer. Er versprach mir, am nächsten Morgen zu meiner Verfügung zu stehen.

Raum graute der Tag, als ich schon auf Deck stand und Ausschau hielt. Wo war aber mein Indianer? Es hatte in der Nacht gefroren, auch war leichter Schnee gefallen. Angestrengt musterte ich die Hütten. Da, aus einer stieg Rauch auf, und bald kam mein Indianer, gefolgt von seiner Frau und vier Kindern, aus seiner Hütte, und im Gänsemarsch strebten alle dem Fluß zu, der sich nicht weit davon in den Fjord ergoß. Eine dünne Eisdecke lag auf dem Wasser.

Langsam legte mein Indianer seine aus Zedernbast gewobene Decke ab und breitete sie auf dem schneebedeckten Boden aus. Frau und Kinder folgten seinem Beispiel, und bald standen sie alle nackt am Ufer und schoben die dünnen Eisschollen fort. Dann nahmen sie alle fröhlich ihr kaltes Morgenbad.

Als sie damit fertig waren und wieder der Hütte zustrebten, ruderte ich im Schiffsboot an Land. Ich fand die ganze Familie am Feuer sitzen und sich trocknen. Handtücher kannten diese Naturkinder nicht. Dampf stieg von ihren braunen Leibern und entschwand mit dem Rauch.

Ich drängte, zur Jagd aufzubrechen, da die Morgenstunden dafür am geeignetsten sind. Durch Moor und Sumpf schlichen wir uns nach einem Flußarm. Schon von weitem hörte ich das Geschrei und Geschnatter der Tiere. Mein Jagdeifer trieb mich schnell vorwärts. Ich kam auch bald zum ersten Schuß und sah drei Enten auf dem Wasser treiben. Mein Indianer war zugleich mein Jagdhund, watete hin und holte die Beute.

Als wir weitergingen, erblickte ich im Wasser einen halb entwurzelten starken Baum. Im hochstrebenden Wurzelgewirr suchte ich mir ein Plätzchen und schoß von hier aus mehrere einfallende Enten. Dann sah ich mir die Flußmündung ein wenig genauer an. Sie bildete ein weitläufiges Delta, in dem grüne Wiesen schwammen, andere Inseln waren mit Baumgruppen bewachsen. Und überall entdeckte ich Enten und immer neue Enten.

Ein Schuß nach dem andern hallte übers Wasser, und klatschend fiel eine Ente nach der andern nieder. Mein „Jagdhund“ hatte viel zu tun.

In einer kleinen Jagdpause bat er mich, da er schon ein europäisches Gewehr in Händen gehabt hatte, ihm doch das zweite Gewehr zu geben, um auch selber zu schießen.

„Aber gehe nicht zu weit weg! Ich finde mich in diesem Gewirr nicht zurecht.“ Er versprach mir das zwar, war jedoch meinen Blicken bald entschwunden.

Es war Ebbe gewesen, als die Jagd begann. Nun bemerkte ich, wie die Wasseradern breiter und breiter wurden, sah, wie sich neue Inseln bildeten. Ich hatte ein Paar lange Gummistiefel an und dachte, daß die wohl reichen würden.

Zimmer wieder strichen Enten vorbei, und ich schoß erneut eine nach der andern. Da mein „Jagdhund“ noch nicht zurück war, watete ich selber hinaus. Mit einemmal saß ich bis zu den Armen in einem Wasserloch und bekam plötzlich eine Ahnung der Gefahr, in der ich schwebte. Ich sah mich um und entdeckte einen ziemlich großen Baum. Der würde sicherer sein als mein Baumstamm, der wohl bald im steigenden Wasser untertauchen würde, denn ein Teil der Wurzeln fesselte ihn noch an den Boden, und auch viele der langen Äste hatten sich beim Sturz in der Erde festgebissen.

Halb wattend, halb schwimmend erreichte ich endlich den Baum und brachte zunächst Gewehr und Patronen in Sicherheit, dann kletterte ich in das Geäst und saß nun naß und frierend wie ein Vogel in den Zweigen.

Unaufhörlich rief ich nach meinem Begleiter. Aber soviel ich auch lauschte, da kam keine Antwort. Von meinem lustigen Sitz konnte ich den beschneiten Wald am Ufer sehen, aber mein Schiff war leider durch Baumgruppen verdeckt. Somit war es mir unmöglich, meinen Matrosen Signale mit einem Tuch zu geben.

Was nun?

Die Enten, die in Schußnähe kamen, waren mir plötzlich gleichgültig. Ich wollte meine Patronen auch sparen und gab von Zeit zu Zeit nur Notschüsse ab.

Meine Stiefel hatte ich ausgezogen, um sie zu trocknen. Die Stunden entwichen, ich fror erbärmlich in dem nassen Zeug. War ich hier denn von allen verlassen? Und wenn die Nacht kam?

Schnell nacheinander jagte ich einige Schüsse aus dem Lauf. Da — Ruderschlag und Menschenstimmen. Ein Kanu mit zwei Indianern näherte sich und holte mich endlich aus der Baumkrone.

Im Dorfe angelangt, ging ich schleunigst in die nächste Hütte und hockte am großen Feuer nieder. Meistens wohnen hier drei bis vier Familien in einem solchen Haus. Jede hat einen bestimmten Platz am Feuer, den sie mit Matten, die in kurzen Pfählen befestigt sind, umzäunen.

Gastfreundlich wurde ich aufgenommen, man half mir die nassen Kleidungsstücke vom Leibe, bedeckte meine Blöße mit einer Decke. Männer, Frauen und Kinder rissen sich fast um meine Kleidungsstücke und hielten sie zum Trocknen dicht ans neu angefachte Feuer.

Die Neugierkeit hatte sich rasch im Dorfe herumgesprochen, und immer mehr Leute kamen in die Hütte, um den Mann mit der weißen Haut zu sehen. Namentlich die Jugend war besonders neugierig, und ich mußte immer wieder Arme und Beine zeigen. Wie ein Wundertier wurde ich ehrfürchtig betrachtet.

Die Indianer wußten, daß ich völkereundliche Gegenstände sammelte, ich war schon vor einigen Tagen deshalb in ihrem Dorfe gewesen, allerdings ergebnislos.

Nun kam ein alter Indianer zu mir und machte mich durch Zeichen aufmerksam, daß er etwas für mich habe. „Folge mir!“ hieß seine eindringliche Gebärde.

Meine Kleider waren noch nicht trocken, meine Stiefel ebenfalls nicht, aber das half nun nichts. Ich erhob mich mit meiner Decke und folgte barfuß dem grauen Indianer. Donnerwetter! Luft und Schnee waren grimmig kalt, aber ich durfte mir nichts merken lassen. Zum Unglück lag des Alten Hütte auch noch am andern Ende der Siedlung.

Der Gang war freilich nicht vergeblich. Ich bekam vor allen Dingen einige seltene Ahnenbilder in mehr als Lebensgröße. Das Beispiel des Alten wirkte auch auf andere, und man brachte mir noch mancherlei Sachen.

Mein Begleiter war noch immer nicht zurück. Längst saß ich wieder in der gastfreien Hütte und hatte meine europäische Kleidung an. Die Abend Schatten lagen schon zwischen den Wohnstätten, als einige von meinen Matrosen aufgereggt ins Dorf kamen. Sie hatten mich schon überall gesucht.

Ich schenkte beim Abschied allen meinen Helfern den so sehr von ihnen begehrten Tabak und ließ mich dann an Bord zurückrudern.

Von der Entenjagd auf der Vancouverinsel hatte ich jetzt aber genug!

13. Wir stranden mit dem Weihnachtslachs.

Es war 1881 in dem Dorfe Hestwiath an der Südseite von Kap Estavan auf der Vancouverinsel. Damals waren die Eingeborenen noch gefürchtete Kerle. Noch war es nur einige Jahre her, daß hier ein Schiff gestrandet war, dessen Kapitän sich mit seiner Frau und einem Teil der Mannschaft rettete, aber an Land gefangengenommen und grausam zu Tode gequält wurde.

Ein englisches Kriegsschiff hat damals die Untat gerächt. 1880, also ein Jahr vor meiner Ankunft, war in Hestwiath ein belgischer Missionar, Pater Brabant, erschienen und hatte versucht, die wilden Indianer zum Christentum zu bekehren. Anfangs hatte man ihm gedroht, daß man ihn töten würde, wenn er nicht sofort verschwinde. Aber der furchtlose Pater war geblieben und hatte auch wirklich einige zum neuen Glauben bekehrt. Darüber ergrimimte der Häuptling, und er beschloß, den Europäer zu töten.

Gleich hinter der Hütte des Missionars floß ein kleiner Bach, aus dem er allmorgendlich sein Wasser holte. Als er nun eines Morgens niederkniete, um zu schöpfen, schoß der Häuptling, der ihm heimtückisch nachgeschlichen war, dem Kauernden beide Läufe einer alten Schrotflinte zwischen die Schulterblätter.

Der Weiße fiel vornüber, glücklicherweise nicht mit dem Kopf ins Wasser. Der Häuptling rannte davon. Bald umstanden die andern beratschlagend den Daliegenden. Noch atmete er, aber wenn er sterben würde, dann käme sicher wieder das Schiff der Weißen, um die Küste zu beschießen.

Man hob darum den Bewußtlosen auf und trug ihn

behutsam in eine Hütte. Der Häuptling jedoch flüchtete in den Wald und wurde später verhungert aufgefunden. —

Als ich nun kurz vor Weihnachten auf der Insel landete, wohnte Pater Brabant schon wieder in seiner Hütte. Ich suchte ihn natürlich gleich auf, und er machte mich darauf aufmerksam, daß einige Meilen den Fjord hinauf noch auf alte Weise Lachs gefangen würde. Ich beschloß, die Sache einmal anzusehen und mir zugleich einen Weihnachtslachs zu holen.

Der Gottesbote sorgte dafür, daß ein Indianer sich mir mit seinem Kanu zur Verfügung stellte. Eines Morgens traten wir nun unsere Reise an. Die See war unruhig, und man hörte deutlich die tobende Brandung; aber wir erreichten glücklich das offene Wasser. Jetzt setzten wir Segel und kamen schnell in den inneren Teil des breiten Meerarmes. An einer Flußmündung sahen wir Indianer beim Lachsfang. Sie ließen hinter dem Kanu her eine Art Angelleine schleppen. Drei Lachse, jeder etwa 15 Pfund schwer, waren bereits gefangen. Zwei verkaufte man mir, den dritten Fisch wollten sie mit mir am Ufer als Gastmahl verschmausen.

In ihrer Hütte teilten sie geschickt das Tier der Längsrichtung nach, steckten dann einen dünnen Holzpfeil hindurch und brieren ihn langsam über dem Feuer. Mir schmeckte das Mahl nachher ganz herrlich.

Gebratener Fisch ist hier eine Besonderheit, meistens kocht man ihn. Da man damals aber keine Metallkessel hatte, war die Methode des Kochens ganz eigenartig. Eine Holztrommel, die bei jeder Festlichkeit geschlagen wird, gießt man teilweise voll Wasser und legt dann zerschnittenes Fleisch oder zerstückte Fische hinein. Inzwischen hat man einige faustgroße Steine, die in jeder Hütte neben dem Feuer liegen, erhitzt und wirft diese nach und nach ins

Wasser. Abwechselnd werden jetzt Steine herausgenommen und wieder hineingeworfen. Auf diese Weise bekommt man das Wasser schnell zum Kochen.

Dieses Kochen mit Steinen hat aber auch einen Nachtheil. Es lösen sich stets kleine Theilchen ab, außerdem kommt Sand hinein und vermengt sich mit den Speisen. Beim Rauern werden daher die Zähne äußerst stark abgeschliffen, und so kommt es, daß man hier viele alte Leute sieht, deren Zähne bis zum Zahnfleisch abgenutzt sind.

Nach der Mahlzeit konnte ich noch für meine Sammlung verschiedene mir hochwillkommene Fischgeräte und Masken kaufen.

Gehobenen Mutes machte ich mich darum auf den Heimweg. Der Sturm hatte an Stärke zugenommen, Regenböen klatschten hernieder. Das konnte eine schöne Fahrt werden!

Zuerst paddelten wir nach einer Landzunge, wollten dort Segel setzen und nach Hestwiath hinübersegeln. Anfangs ging die Sache auch gut. Ich steuerte hinten mit einem Paddel.

Dann überfielen uns neue Böen, und unser Segel flog bald in Felsen hinaus in die schäumende See. Kurz entschlossen nahmen wir wieder die Paddeln zur Hand und bemühten uns, so vorwärts zu kommen. Aber die grobe See drohte uns unter sich zu begraben. Unser Rudern nützte auch nichts, denn hilflos trieb der Sturm uns seitwärts der Küste zu. Immer größer wuchs die Gefahr.

Mit einmal erhob sich mein Indianer, sein schwarzes Haar flatterte, Rabenflügeln gleich, um sein Haupt. Er murmelte Beschwörungen und spie in die aufkommenden Brecher. Aber um seine uralten Beschwörungsworte kümmerte sich die tobende See nicht im mindesten.

Ich hatte alle Hände voll zu tun, um das einströmende Regen- und Seewasser auszuschöpfen. Immer mehr trieben

wir auf das Ufer zu, das vom Gischt der Brandung weiß umsäumt war.

Ich sah deutlich die nahe Gefahr vor Augen. Ein wenig leichter wurde es mir aber, als ich bemerkte, daß der Strand aus feinem Sande bestand. Vielleicht konnten wir also wenigstens unser Leben retten. Eine große Woge wälzte sich heran, hob unser Boot wie einen Spielball hoch oben auf ihren weißen Kamm. Dort schien es einen Augenblick stillzustehen, dann wurde es mit einem Male herumgewirbelt, noch einmal, zum drittenmal. Wir lagen längst im Wasser und kämpften um unser Leben. Ich spürte endlich festen Boden, richtete mich auf, wurde aber von der neuen Welle unbarmherzig wieder niedergeworfen und verschwand in Gischt und Wasser. Zugleich wurde ich aber so hoch auf den Strand geschleudert, daß die ablaufende Welle mich nicht wieder mit zurücknehmen konnte. Schnell kletterte ich noch höher hinauf und war nun gerettet.

Wo war mein Kanu? Wo war mein Begleiter?

Spähend legte ich die Hand über die Augen und hielt Umschau.

Da — eine neue, gewaltige Woge schäumte den Sand hinauf und brachte das Boot mit. Ich sprang sofort hinzu und hielt es fest, damit das ebende Wasser es mir nicht wieder entriß.

Und was lag da hinter dem Boot? Ich traute meinen Augen kaum. Mein Begleiter! Krampfhaft hatte er sich am Steven festgehalten und war so unbewußt mit gerettet worden. Schleunigst zog ich ihn so hoch hinauf, daß die neue Welle nur noch seine Beine fassen konnte.

Als er eine Menge Seewasser ausgespußt hatte, wurde ihm ein wenig besser. Gemeinsam zogen wir nun nach kurzer Erholungspause unser Boot noch höher hinauf, und dann

entrißen wir den anrollenden Wellen nach und nach alle unsere gesammelten Gegenstände und zuletzt sogar die Lachse.

Jetzt konnten wir uns endlich auf den Heimweg machen. Das Boot ließen wir vorläufig liegen und bepackten uns nur mit den andern Sachen. Mein Indianer trug die beiden Weihnachtslachse, einen vorne, den andern hinten. Im Gehen klatschten die Schwanzflossen um seine Beine.

Im Dorf war man nicht wenig erstaunt, als wir plötzlich auftauchten. Sie hatten uns segeln sehen, aber als das Segel verschwand, waren sie von unserm kläglichen Ende überzeugt gewesen und hatten uns schon betrauert.

Mein Begleiter lud mich in seine Hütte ein, fachte schnell ein Feuer an und half mir die Kleider trocknen. Zwischendurch erzählte er seinen Freunden ganz ausführlich von den ausgestandenen Gefahren und lobte meinen hohen Mut.

Am nächsten Tage machte ich dem belgischen Pater einen Besuch und lud ihn ein, am Weihnachtsschmaus teilzunehmen.

14. Eine Krankenkur bei den Indianern des Nutkasunds.

U n der Westküste von Vancouver, der wieder kleine Inseln vorgelagert sind, befindet sich ein kleines Becken, das einen sicheren Hafen bietet und dem man deshalb den Namen „Freundliche Bucht“ beigelegt hat. Mit den an ihren Gestaden schroff emporragenden, mit dunklen Zedernwäldungen bestandenen Felspartien und der vielfach gewundenen, äußerst schmalen Einfahrt macht die Bucht den Eindruck eines Binnensees.

Die Landschaft ist hier, wie fast an der ganzen Küste Nordwestamerikas, wildromantisch, dabei aber keineswegs

düster, vielmehr ist das Bild, das der Reisende empfängt, das ernster, eindrucksvoller Schönheit. Man findet an dieser Küste Partien von so überwältigender Großartigkeit, wie sie wohl kaum zum zweiten Male auf dem weiten Erdenrund anzutreffen sind.

Im Jahre 1776 ankerte Cook in der „Freundlichen Bucht“, an deren Ufern damals ein großes Dorf mit vielen Häusern stand. Kaum war man des Entdeckers ansichtig geworden, als auch schon alles in hellen Scharen an Bord seines Schiffes strömte und staunend den „Weißen“ und seine seltsamen Schätze betrachtete. Cook wollte nun gern von den ihn umringenden Indianern den Namen der Insel erfahren, deutete deshalb mit der Hand auf das nahe Gebirge und beschrieb dann, auf den fernen Horizont weisend, einen Halbkreis. Die aufmerksamen Indianer riefen sofort: „Nukka, nukka“, das heißt Kreis. Cook glaubte sich verstanden, und so verdankten die Insel und ihre Bewohner einem Mißverständnis ihren Namen.

Im Jahre 1881 kam ich auch in die „Freundliche Bucht“. Ich hielt mich hier längere Zeit auf, um von hier aus Ausflüge zu unternehmen. Sollten diese von Erfolg begleitet sein, so war ein Haupterfordernis, zwischen mir und den hier ansässigen Indianern, den Nukkas, ein freundliches Einvernehmen herzustellen.

Die in diesen Gebieten lebenden Indianer sind von denen der nordamerikanischen Prärien himmelweit verschieden, und der Europäer ist stets geneigt, an diese bei dem Wort Indianer zu denken. Zudem hat man bei uns eine völlig falsche Vorstellung von den Indianern. Sie gelten für großherzig, edelmütig, mit jeder nur erdenkbaren Heldentugend ausgestattet, und ich muß leider gestehen, daß ich solche Mustereemplare nirgends angetroffen habe. Ich

hatte im Gegentheil stets die Empfindung, es mit äußerst durchtriebenen, abgefeymten Spitzbuben zu tun zu haben, die jeden Augenblick bereit waren, mich zu täuschen und zu hintergehen.

Die Nuffas sind gedrungene Gestalten mittlerer Größe, von weißer oder schmutziggelber Hautfarbe. Ihre Nationaltracht besteht in einer um die Schultern geworfenen Decke, dem einzigen Kleidungsstück. Heutzutage trägt jedoch die Mehrzahl bereits europäische Kleider. Wohlgebildete, regelmäßige Gesichtszüge trifft man selten an, die Gesichter sind vielmehr grob geschnitten, und ihre Bemalung mit roter und schwarzer Farbe bei Festlichkeiten trägt auch nicht gerade zur Erhöhung der Schönheit bei. —

Meine Bemühungen, mit den Nuffas Freundschaft zu schließen, waren bald von Erfolg gekrönt, und es gelang mir, ein Kanu für meine Streifzüge zu erwerben, zu dessen Bedienung sich mir ein junger Indianer anbot. Wir schlossen einen regelrechten Vertrag, in dem er sich mir für bestimmte Zeit verpflichtete. Da ich sehr begierig war, die Dörfer in den Fjorden der Insel genauer kennenzulernen, so setzte ich gleich einen der nächsten Tage für einen Ausflug fest.

Zur angegebenen Zeit fand sich mein Indianer denn auch mit seinem Vater und seiner jugendlichen Ehehälfte ein. Der alte Herr übernahm die Steuerung des Fahrzeuges, während sein Sohn die übrige Bedienung verrichtete und das junge Weib mit ihrem Kinde, einem Säuglinge, am Mast niederkauerte.

Neptun zeigte sich wieder einmal recht übler Laune; ein heftiger Südwest peitschte die See zu bäumenden Wogen, die besonders an dem Ausgang der Durchfahrt gefahrbringend ungestüm wurden. In der Mitte des Fahrwassers erreichte uns dann das Mißgeschick; eine mächtige Sturzsee

ging über Bord und füllte unser Kanu fast bis zum Rande. Erschreckt ließ der alte Indianer das Steuerruder fahren, das, von den Wellen entführt, alsbald davontanzte. Er hätte sich sehr wohl an der Geistesgegenwart seiner Schwiegertochter ein Beispiel nehmen können, die einen wahren Heldenmut an den Tag legte. Ohne einen Laut von sich zu geben, verblieb sie in ihrer gefährlichen Stellung und hob nur ihr Kind hoch, um es vor dem Ertrinken zu schützen. Der junge Indianer zeigte sich der Lage jedoch völlig gewachsen. Kaltblütig packte er, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, den Mast und warf ihn mitsamt dem Segel über Bord. Auf diese Weise beugte er dem Kentern vor, das der Alte, der sich wie unsinnig gebärdete, sonst sicher herbeigeführt hätte. Durch einige Worte, die nicht gerade wie Schmeichelei klangen, hemmte der Sohn den Strom der nutzlosen Klagen des Alten, und gemeinschaftlich suchten wir nun unser Kanu durch regelmäßiges Schaukeln von der Überlast des Wassers zu befreien. Freilich gingen dabei auch die schwimmenden Teile unserer Ausrüstung mit über Bord und trieben lustig auf den Wellenkämmen dahin, doch gelang es uns, nachdem der alte Indianer den Rest des Wassers vermittels seines Hutes ausgeschöpft hatte, dem Meerese Gott den größten Teil seines Raubes wieder abzunehmen.

Wir kamen bald in ein schmaleres und ruhigeres Fahrwasser. Es regnete jetzt ununterbrochen. Ich hatte Mitleid mit dem armen Weibe und schenkte ihr meinen Regenmantel.

Unmittelbar vor einem Dorfe gingen wir an Land und wurden trotz der Dunkelheit sofort bemerkt. Wie ein Lauffeuer ging der Ruf: „Mamatle!“ (Ein Weißer!) durch die Ansiedlung, und im Augenblick waren wir von einer Schar wild aussehender Gestalten umringt, die mich wie ein Wundertier anstauten.

Begrüßungsreden wurden nicht gehalten, und da auch sonst keinerlei Einladung erfolgte, so luden wir uns selbst ein und begaben uns nach dem Hause des Häuptlings. Hier wurden wir immerhin gastlich aufgenommen; man zündete ein großes Feuer an, an dem wir uns ohne weiteres niederließen.

Während unsere durchnässten Kleider getrocknet wurden, hatte ich Muße, meinen augenblicklichen Aufenthaltsort eingehender zu mustern. Das Haus war etwa 12—15 Meter lang und 10 Meter breit und in fünf Räume abgeteilt, die, wie ich bemerkte, ebenso vielen Familien als Wohnstuben dienten. Die Teilung war höchst einfach durch etwa vier Fuß über dem festgestampften Erdboden emporragende Pfeiler bewirkt, welche durch Matten verbunden waren. In meinen Betrachtungen wurde ich aber gar bald etwas unsanft durch die handgreifliche Bewunderung gestört, die mir Jung-Nutka zollte. Meine weiße Haut, und namentlich mein blondes Haar erregten die Wißbegierde dieser Kobolde, die sich höchst ungeniert von der Echtheit der Farbe und dem Festsitzen der wunderbaren Haare durch nicht eben zarte Fingerproben überzeugten. Da ich anfänglich stillhielt, wurden sie immer kühner. Um sie endlich loszuwerden, zupfte ich auch derb an ihren Haaren herum. Nun verdrückten sie sich endlich.

In einer der im Hause wohnenden Familien war ein Kind bedenklich erkrankt, und eine alte Indianerin, eine sogenannte Medizinfrau, hatte die Heilkur übernommen. Es war eine absonderliche Kur: Die alte Hexe umtanzte das Kind und sang — wenn man steinertweichende Töne, dem Geheul eines frierenden Hofshundes nicht unähnlich, überhaupt einen Gesang nennen darf —, fauchte wie eine wütende Katze und sog dem unglücklichen kleinen Wesen von

Zeit zu Zeit gerade über der Herzgrube Blut aus, um dadurch die Krankheit aus dem Körper zu entfernen.

Trotz des gräßlichen Geheuls schlief ich bald ein, wie das nach den Anstrengungen des Tages ganz erklärlich war. Als Kopfkissen benutzte ich meine Kleider, unter denen ich meinen Revolver barg, während mein Dolchmesser für alle Fälle zum sofortigen Gebrauch bereit auf meiner Brust lag.

Ich konnte noch nicht lange geschlafen haben, als ich plötzlich einen heftigen Schlag auf die Beine erhielt. Augenblicklich sprang ich empor und griff, einen Überfall vermutend, zu meinen Waffen. Es war stockfinstere Nacht, und das Haus durchtobte ein so rasender Lärm, als wenn sich hier entfesselte Hölle geister eine Schlacht lieferten. Jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig, hielt ich meine Waffen fest umklammert, als ich durch meinen neben mir ruhenden indianischen Führer über den Grund des Getöses aufgeklärt wurde.

Es wurde tatsächlich eine Schlacht geliefert, und die unschuldige Ursache derselben war das kranke Kind.

Die Kur der Medizinfrau hatte keinen Erfolg gehabt, und der darüber ergrimimte Vater hatte das Weib mit drei wollenen Decken abgelohnt — Geld kennen diese Indianer nicht, wollene Decken vertreten seine Stelle — und zu einem berühmten Medizinnmann im Nachbardorfe geschickt. Außerst erbost, hatte nun die Alte entsetzlich geschimpft, so daß der Indianer, der ohnehin schon übler Laune war, sie gleichsam zur Antwort tüchtig durchprügelte. Jetzt nahte der Mann der Medizinfrau und begann in Beherzigung des Spruches: „Wie du mir, so ich dir“, seinerseits die Mutter des kranken Kindes zu schlagen. Die übrigen Bewohner des Hauses hatten darauf für und wider Partei ergriffen, und so entstand eine regelrechte Schlacht, bei der



8
Bella-Coolo-Indianer,
ein typischer Vertreter seines Stammes.
Die Federn im Haar werden nur bei Tanzfesten getragen.



Der Weihnachtssachs. (S. 71 ff.)
Fische von 25—75 Pfund Schwere.



Indianer vom Milbankfund.
(Küstenbewohner, im Gesichtsschnitt den Sitjaken Sibiriens ähnlich.)



Indianischer Mediziner heilt einen Kranken.

alles bewegliche Inventar des Hauses als Wurfgeschöß benutzt wurde. Als die Kampfeswut ihren Höhepunkt erreicht, war plötzlich ein Weib mitten unter die Kämpfenden gesprungen und hatte mit einem Kübel Wasser das Feuer gelöscht und damit zugleich den Kampf zum Stillstand gebracht. Eine ganze Weile wurde dann noch der Streit mit recht hörbaren Schimpfwörtern fortgesetzt, bis schließlich die Kämpfer, mehr oder weniger mit Schrammen und Beulen bedeckt, ihr Lager aufsuchten.

Am nächsten Morgen erschien wirklich der berühmte Mediziner und nahm nun seinerseits die Kur energisch in Angriff.

Unter mannigfachen Beschwörungen knetete, drückte und kniff er das bedauernswerte kleine Geschöpf, sog ihm an verschiedenen Stellen Blut aus dem Körper und schnitt entsetzliche Grimassen dazu. Die Mutter, der der felsenfeste Glaube an den scheußlichen Firtlesanz vom Gesicht zu lesen war, hielt das Kind auf dem Schoß und ließ einen dumpf heulenden Gesang ertönen, aus dem folgende Worte deutlich vernehmbar waren: „Kjul-wah, kladdai!“ (Böser Geist, weiche!) Während der ganzen Zeremonie wurde ununterbrochen eine große, mit Bärenfell bespannte Trommel bearbeitet, wohl um das Gewimmer des gemarterten Kindes unhörbar zu machen.

Als man so das Kind bis zu tödlicher Erschöpfung gequält hatte, erklärte der Mediziner die Kur für beendet und erhielt darauf von dem Vater seines Patienten drei Decken, die er mit der Würde eines großen Mannes entgegennahm. Er empfahl den Eltern noch eine Fortsetzung seiner vorzüglichen Kur, nahm in erstaunlich kurzer Zeit eine riesige Mahlzeit zu sich und zog darauf schnell von dannen.

Die Mutter folgte seinen Anweisungen und setzte die

Kur den Tag über noch fort. Am nächsten Tage war das jedoch nicht mehr nötig, das kleine Geschöpf war den entsetzlichen Mißhandlungen erlegen.

Ich war froh, als der Sturm nach einigen Tagen nachließ und ich bei prächtigem Wetter weiterziehen konnte. Die Nacht auf der Nutkainsel und das Wimmern des gemarterten Kindes werde ich aber mein Lebtag nicht vergessen.

15. Schneesturm am Kap Estevan.

Der Indianer an der Nordwestküste Amerikas besitzt Kanus von sehr eleganter Form. Sie sind aus einem Baumstamm ausgehöhlt und bestehen so aus einem Stück ohne jede Zusammenfügung. Wenn sich der Indianer ein Boot bauen will, so sucht er im Walde einen passenden Baum in der Nähe des Meeres oder eines schiffbaren Flusses und höhlt den Stamm mit Hilfe von Art und Feuer aus. Ist diese monatelange Arbeit vollendet, so zündet der Indianer ein mächtiges Feuer an und erhitzt darin faustgroße Steine. Hierauf wird der ausgehöhlte Baumstamm halb mit Wasser gefüllt und dieses durch die hineingeworfenen Steine zum Kochen gebracht. Durch dieses Verfahren wird das Holz elastisch, und nun nimmt der Schiffsbauer geschnitzte Querbalken von bestimmter Länge und treibt damit die Wände des Schiffes auseinander, bis es die gewünschte Form erhalten hat. Darauf wird das Kanu umgelegt, damit die Außenseite bearbeitet werden kann. Vorder- und Hinterteil des Bootes werden mit sagenhaften Tierfiguren bemalt, und der übrige Teil des Bootkörpers wird mit einer schwarzen, im Wasser unauflöselichen Farbe gestrichen, die aus fein zerstampfter Holzkohle und Lachsrogen (Kaviar) hergestellt wird. Diese Kanus werden bis-

weilen in solcher Größe gebaut, daß sie fünfzig Personen und mehr zu fassen vermögen.

Ich hatte Weihnachten 1882 ein solches großes Kanu mit vier Indianern Bemannung gemietet, um vom Nutka-sund nach Clayoquot zu fahren. In der Mitte des Weges liegt das besonders im Winter gefährliche Kap Estevan, das mit einer scharfen Spitze, von vielen Untiefen umgeben, ins Meer hineinragt.

Als wir am frühen Morgen den Nutkasund verließen, schneite es, und zugleich wehte eine frische Brise aus Süden, die sich im Laufe des Tages bedeutend steigerte. Bald türmten sich die Wellen haushoch, und unser Kanu wurde wie ein leichter Ball auf und nieder geworfen. Dazu peitschte uns der Schnee ins Gesicht, so daß wir völlig geblendet wurden. Mit größtem Eifer paddelten meine Indianer, und ich selbst ruderte auch aus Leibeskräften.

Wenn der Indianer rudert, so kniet er im Kanu, das Gesicht der Spitze zugekehrt, und schaufelt mit gleichmäßiger Bewegung das Fahrzeug vorwärts, indem er die spatensähnliche „Paddel“ mit beiden Händen bewegt. Die Paddel ist reich bemalt und oben mit einem Handgriff versehen. Mit dieser Paddel steuert der am Hinterende des Schiffes sitzende Indianer zugleich. Die ganze Bekleidung des rudern den Indianers besteht aus einer aus Zedernbast oder der Wolle der Gebirgsziege gewebten Decke, die er über die Schulter hängen hat. Bei längeren Reisen trägt er einen Hut und eine Art Pelerine, gleichfalls aus Zedernbast. Der ganze Unterkörper aber bleibt unbekleidet, und daher geht der Indianer auch nur höchst ungern bei Frost und Schneegestöber auf Reisen.

Meine Mannschaft schlug mir wiederholt vor, doch nach dem Dorfe zurückzukehren, aber ich wußte sie immer

wieder zu überreden, noch eine Weile auszuharren, bis wir Kap Estavan erreicht hätten.

Der Schneesturm nahm beständig zu und drohte uns immer mehr in die offene See zu treiben, so daß wir alle unsere Kräfte bis aufs äußerste anstrengen mußten, um uns wenigstens in der Nähe des Landes zu halten. Wegen der hochgehenden Brandung konnten wir aber nirgends anlegen, es schien, als müßten wir rettungslos zugrunde gehen. Schon begannen meine Indianer den Totengesang anzustimmen, da sahen wir — es fing schon an, dunkel zu werden — durch das Schneeegestöber eine Stelle zwischen den wildzerklüfteten Felsen, wo die Wellen weniger hochgingen. Hier wurde kurz entschlossen eine Landung versucht.

Das Landen bei hohem Seegang ist bei allen Völkern dasselbe. Die Erfahrung lehrt, daß, nachdem eine bestimmte Anzahl von Wellen, meistens drei oder sechs, das Gestade gepeitscht haben, das Meer einige Sekunden in Ruhe bleibt, gleichsam um sich neue Kräfte zum Angriff zu sammeln. Einen solchen Augenblick benutzten auch wir, und auf der Spitze einer letzten, großen Woge flogen wir mit unserm Kanu an den felsigen Strand. Sobald der Kiel auf dem Boden knirschte, sprangen wir alle wie auf Kommando ins Wasser und zogen das Kanu so hoch hinauf, daß von den nächsten Wellen uns nur noch der Schaum traf. Bald hatten wir unser Gepäck auf dem Felsen glücklich untergebracht. Unter den schützenden Zweigen einer mächtigen Zeder schlugen wir unser Lager auf, und trotz des dicht fallenden Schnees hatten die Indianer bald ein helles Feuer angefaßt.

Die Indianer machen auf folgende Weise Feuer: Ein flaches, etwa fußlanges Brettchen dient als Unterlage. In dieses wird am Rande eine Kerbe geschnitten, die in einer kleinen Vertiefung endet. Dorthin setzt der Indianer seinen

Feuerbohrer, der aus einem fußlangen, fingerdicken, nach unten zugespitzten Holzstab besteht. Diesen Stab nimmt man zwischen beide Hände und beginnt ihn erst langsam, dann immer schneller und schneller zu drehen. Durch die heftige Reibung des Stabes gegen die Unterlage wird so starke Hitze erzeugt, daß der sich loslösende Holzstaub anfängt zu verkohlen, und schließlich entsteht ein Funke. Jetzt wird der Funke mit einer Holzkohle aufgefangen und diese dann zur hellen Flamme angeblasen.

Wasser war in der Nähe nicht zu finden, und da wir keinen eisernen Kessel besaßen, konnten wir nicht einmal den Schnee schmelzen. Da meine Leute mit ihren erstarrten, nackten Füßen keinen Schritt auf dem frischgefallenen Schnee tun wollten, so entschloß ich mich, selbst Wasser zu holen. Als Kochtopf diente ein wasserdicht geflochtener Korb, wie er bei den Indianern allgemein die Stelle tönernen oder eisernen Kochgeschirrs vertritt. In das Wasser taten wir Reis und kochten nun mittels glühender Steine einen Reiskreis, der uns nach all den Anstrengungen des Tages kräftig mundete.

Als dann später eine Tasse dampfenden Kaffees uns erquickte und die Indianer von der wohlthuenden Wärme des lodernden Feuers gleichsam zu neuem Leben erweckt worden waren, wurde auch der qualmenden Tabakspfeife fleißig zugesprochen, und meine Eingeborenen vertrieben sich die Zeit mit dem Erzählen schauriger Seegeschichten von dem tückischen Meeresgott Komoqua, der schon so viele ihrer Stammesgenossen zu sich ins Wasser gelockt habe und auch sie heute verschlingen wollte. Endlich schiefen wir vor Müdigkeit ein.

Fünf volle Tage mußten wir so auf der Landspitze zubringen, und unsere Nahrung bildeten Seemuscheln und

hin und wieder eine Seemöwe, die ich mit einem Gewehr erlegte.

Als ich drei Jahre später aus Sibirien in diese Gegend zurückkehrte, erzählten mir die Indianer, daß kurz nach unserm fünftägigen, unfreiwilligen Aufenthalt auf Kap Estevan genau an derselben Stelle ein großes amerikanisches Schiff, das mit reicher Fracht von China kam, mit Mann und Maus gestrandet sei.

Es hatte lange Zeit aus Südosten gestürmt, und man hatte das Schiff tagelang außerhalb der Küste mit den wütenden Wellen kämpfen sehen, ohne ihm Hilfe bringen zu können. Da drehte sich in einer Unglücksnacht plötzlich der Wind nach Westen und drängte das Schiff mit aller Gewalt gegen die Klippen von Kap Estevan.

Der erste Leichnam, der ans Land trieb, war die in Seide gekleidete juwelengeschmückte Frau des Kapitäns, die mit ihren Armen ihre beiden Knaben fest umschlungen hielt. Von den übrigen Gestrandeten war nur noch ein kleiner Teil kenntlich, so hatten die haushohen Wellen die Unglücklichen auf den Klippen zerrissen. Unter derselben Zeder, unter der wir kurz vorher unser Lager aufgeschlagen hatten, wurden die Armen von einem zufällig auf Estevan anwesenden Amerikaner begraben, dort, wo der indianischen Sage nach Kamoqua, der Vater der Seehunde, haust und seine Opfer ins Meer hinabzieht.

16. Feindselige Indianer.

Der äußerste nordwestliche Teil Amerikas, Alaska, kam 1867 durch Kauf an die Vereinigten Staaten und bildet an Größe wohl gut ein Achtel derselben. Die Westküste und der Norden Alaskas werden von Eskimos

bewohnt, während das Innere und der südlichste Teil von Indianern, die zum Stamme der Tinne gehören, bevölkert sind. Besonders zahlreich sind die Indianersiedlungen an dem über 2800 Kilometer befahrbaren, mittleren Yukonfluß. Jahrhundertlang haben schon in Alaska Kämpfe zwischen Eskimos und Indianern stattgefunden, ohne daß die eine Rasse die andere hätte verdrängen können. Es ist daher ziemlich selbstverständlich, daß hier ein ausgeprägter Rassenhaß besteht.

Im Winter 1882/83 hatte ich mein Standquartier in einer Eskimosiedlung am Nortonsund aufgeschlagen und unternahm von hier aus Streifzüge nach Westen und Norden. Wir hatten aus Treibholz ein großes Blockhaus errichtet, in dem unsere kostbaren Sammlungen und Tauschartikel geborgen waren. Da verbreitete sich eines Tages das Gerücht, daß die benachbarten Ingalikindianer sich wieder einmal auf dem Kriegspfade befänden. Sie hätten ein Dorf am Analaklißfluß überfallen, die Bewohner zum größten Teil getötet und zögen nun nach Norden auf uns zu. Gleichzeitig erhielt ich von einem mir befreundeten Pelzhändler einen Brief mit der Nachricht, daß die Indianer ihm selbst das Haus angezündet und einen südlicher wohnenden Trapper getötet hätten.

Wir suchten sofort alle brauchbaren Waffen hervor und luden sie sorgfältig. Die Eingeborenen zogen darauf zu uns in das Blockhaus, das jetzt eiligst in eine wahre Festung umgewandelt wurde. Es verging nur kurze Zeit, und schon kamen unsere Späher und berichteten, daß die Indianer bereits ganz in der Nähe wären. Als es Abend wurde, sahen wir denn auch ihre Kampfffeuer in einem Seitentale ganz deutlich und waren nun doppelt auf der Hut. Rings um das Haus wurden Posten aufgestellt, und die äußerst wachsamten Hunde im Walde an Bäume fest-

gebunden, damit sie uns beim Nahen des Feindes sofort alarmieren könnten. Zugleich schickten wir Boten zu den Nachbardörfern, um sie rechtzeitig von dem Überfall in Kenntniss zu setzen und ihnen Munition und Waffen zu bringen.

Es folgte eine sehr unruhige Nacht. Die Hunde, der Fessel ungewohnt, heulten und bellten unaufhörlich, und fast allstündlich kamen die Wachen und meldeten, sie hätten die Indianer heranschleichen sehen. Doch es verging die Nacht, ohne daß ein Schuß fiel. Auch der Tag verfloß ohne weitere Feindseligkeiten. Da hörten wir plötzlich in der nächstfolgenden Nacht hinter uns heftiges Schießen. Alles sprang vom Lager auf und griff hastig zu den Waffen. Die Hunde rissen sich los und tobten vor der Thür des Blockhauses; wir waren auf einen heftigen Kampf gefaßt, doch zeigte sich nirgends ein Feind, und gegen Morgen hörte auch das Schießen auf. Unsere Eskimos glaubten nun bestimmt, daß die Bewohner des Nachbardorfes von den Indianern nächtllicher Weise überfallen und niedergemetzelt worden seien. Niemand getraute sich daher auf Kundschaft nach jener Nachbarsiedlung auszugehen. Endlich ließen sich zwei junge Krieger überreden und machten sich auf den Weg dahin. Da erfuhren sie denn, daß die Indianer wirklich in der Nacht das Dorf überfallen hätten, von den wachsamern Bewohnern aber nach langem Kampfe zurückgeschlagen worden wären.

Zu unserm Glück erhob sich am selben Tage nun einer jener so gefürchteten Schneestürme, den die Amerikaner Blizzard nennen, so daß die Indianer abziehen mußten. Aber noch längere Zeit hielten sich kleinere Abteilungen in der Gegend auf, und als ich im Februar mit einer Schar wohlbewaffneter Eskimos nach Süden aufbrach, gelang es uns, unweit des Analaklikflusses fünf Indianer zu erwischen, die mit einer größeren Abteilung auf einem Streif-

zug gegen ein Eskimodorf begriffen waren. Meine erbitterten Mallemuten wollten die Indianer auf der Stelle niedermachen, aber ich wandte all mein Ansehen auf, um dies zu verhindern, da ich wußte, daß es wieder zu unabsehbaren Fehden führen würde. Um uns ihrer jedoch zu versichern, nahmen wir die Indianer bis zum Dufon als Geiseln mit.

„Warum habt ihr uns nicht angegriffen?“ fragten wir sie.

„Ja, wir wollten es. Aber wir hörten, daß weiße Männer mit Gewehren in eurem Blockhaus wären.“ —

Ich hatte bei meinen Fahrten an der Nordwestküste Amerikas mehrfach Zusammenstöße mit Indianern. So kam ich auch eines Tages zu den allerdings viel südlicher wohnenden Mamelelika (das heißt den alles Raubenden). Die Mamelelika gehören zu den Indianern, die noch fast gar nicht mit der Kultur in Berührung gekommen sind und sich so ihre Sitten und Gebräuche in voller Ursprünglichkeit erhalten haben. Ein Besuch ihrer Dörfer war daher mein sehnlichstes Ziel, und ich beschloß, mit drei Halbblutindianern, die mit der Gegend und den Gewohnheiten jenes Stammes wohlvertraut waren, von Vancouver mit einer Schaluppe nach ihren Inseln hinüberzufahren.

Meine Halbblutindianer weigerten sich zuerst hartnäckig, mich auf dieser Fahrt zu begleiten, und als ich sie nach dem Grunde dieses mich befremdenden Benehmens fragte, erzählten sie mir von der großen Feindseligkeit der Mamelelika gegen die Weißen. Erst kürzlich hätten sie einen englischen Pelzhändler, der mit einem kleinen Fahrzeug von Dorf zu Dorf gesegelt war, um Felle zu kaufen, überfallen und zu ermorden versucht.

Auch gegen die Missionare zeigten sich die Einwohner feindselig. Ich traf zum Beispiel den Pater Nicolai, der mir selbst darüber berichtete. Er hatte das Indianerdorf

Ischuklesahb besucht. Sofort hatten sich die Einwohner versammelt und waren mit Äxten und Messern, ein Wutgeheul ausstoßend, auf ihn losgegangen. Nur seine Geistesgegenwart hatte ihn gerettet. Mit ruhiger Stimme hatte er ihnen in der Landessprache, die er beherrschte, erklärt: „Ihr könnt mich töten, aber in kurzer Zeit kommt dann das Eisenboot der Weißen, und die Hälfte Eurer Stammesgenossen wird aufgehängt.“

Da war die wilde Bande stutzig geworden, denn sie wußte, daß mehrfach englische Kanonenboote Strafexpeditionen unternommen hatten. Und aus Furcht davor ließen sie den Missionar ungeschoren.

Mein Dolmetscher war schon mehrmals in dem Dorf der Mamelelika gewesen, ohne daß sich die Bewohner gegen ihn feindlich gezeigt hatten, und so beschloß ich, in der Hoffnung, die Indianer würden auch mir einen Besuch gestatten, dennoch nach den Inseln hinüberzufahren.

Wir langten des Nachmittags dort an und wurden von den Eingeborenen mit großem Hallo empfangen. Doch zeigten sie keinerlei Feindseligkeiten gegen uns. Ich ging mit meinem Dolmetscher an Land, um dem Häuptling des Dorfes meinen Besuch abzustatten. Da der Stammeshäuptling abwesend war, empfing uns der zweite Häuptling. Der Indianer saß auf einem schön geschnitzten, auf drei Seiten geschlossenen Königsstuhl an einem hellodernden Zedernholzfeuer und lud mich mit einer Handbewegung ein, neben ihm auf dem etwa eineinhalb Meter langen Stuhl Platz zu nehmen. Im Lauf der Unterhandlungen schlug ich dem Häuptling vor, ein Tanzfest abzuhalten, das ich gerne gesehen hätte. Als er nun den Stamm deshalb befragte, stellte es sich heraus, daß ein großer Teil der Indianer dagegen war. Sie sagten, wenn wir jetzt — Ende August

— ein Wintertanzfest veranstalten, das erst im November abgehalten werden darf, wenn der Sonnengott sich zur Erde begeben hat, so werden die Nachbarstämme uns den Krieg erklären. Ich ließ nicht ab mit Bitten, versprach allen reiche Geschenke und erbot mich schließlich, ihnen die von mir in andern Dörfern erworbenen Masken zum Fest zu leihen. Da gingen sie endlich auf meinen Vorschlag ein; ich ließ die Masken von Bord holen, und man traf die Zurichtungen zum Feste.

Zuerst wurde der Fußboden des Häuptlingshauses, der aus hartgestampfter Erde bestand, gesäubert und in der Mitte des quadratförmigen Raumes ein mächtiges Feuer angezündet. Dann legte man an den Seiten für die Zuschauer, dem Eingang gegenüber für die Sänger, Planken auf den Fußboden.

Nachdem die Zuschauer Platz genommen hatten, traten vier* festlich bemalte Indianer, einen rechteckigen, schön ornamentierten Kasten aus Zedernholz, die weithin schallende, große Trommel, tragend, in feierlicher Prozession in die Tür und gingen gemessenen Schrittes viermal langsam um das Feuer. Die Trommel wurde dann gegenüber dem Eingang hinter dem Feuer mittels eines an der Decke befestigten Strickes so aufgehängt, daß sie nur mit dem einen Rande die Erde berührte. Der Trommelschläger hockte daneben nieder.

Jetzt erschien der Chor der Sänger, in den Händen reichgeschnitzte Taktstöcke haltend. Sie nahmen in einer Reihe hinter dem Trommelschläger auf dem Erdboden Platz. Aus ihrer Mitte trat der Vorsänger hervor, hub an zu singen und begleitete seinen näselnden Gesang mit dem Taktstab. Als er geendet, nahm der Chor das Festlied laut

* Vier ist die heilige Zahl der Küstenindianer von ganz Nordwestamerika.

singend auf und verstärkte den dumpfen Laut der Holztrommel dadurch, daß er mit dem Stab auf die Planken schlug.

An den Längswänden und an der Quertwand des Hauses liegt eine Reihe von Räumen, die Puppenstuben gleichen, der eine neben dem andern. Das sind die Schlafzimmer der einzelnen Familien, und darin bewahren die Indianer auch ihre Kostbarkeiten auf. Die Außenwände dieser rings geschlossenen Stuben sind mit Darstellungen aus der Mythologie der Indianer verziert. Diese Stuben dienen bei Festen als Ankleidezimmer für die Tänzer.

Aus einer solchen Stube kam plötzlich ein bunt bemalter Tänzer hervorgesprungen, der sogleich alle Augen auf sich lenkte. Über seine Schulter hatte er eine aus den Haaren der Bergziege kunstvoll gewebte Decke geworfen. Diese Decken sind mit geheimnisvollen Figuren, dem Kopf des Bibers oder des Walfisches, verziert, sie werden von den Indianerfrauen in Südalaska gewebt und an die Nachbarstämme verkauft. Eine solche Decke hat den stattlichen Wert von 30—50 Dollar.

Auf dem Kopfe trug der Tänzer eine Art Krone, deren Vorderseite eine mit zahlreichen Sinnbildern gezierte hölzerne Maske war. In der Mitte der Maske ragte der aus Holz geschnitzte Kopf eines Adlers hervor, dessen Augen und Zähne mit schillernden Muscheln ausgelegt waren. Rings um die Krone herum lief ein Kranz von hoch emporstehenden gelblichen Bärten des Seelöwen. Die Rückseite des Kopfpußes bestand aus einem hutartigen Geflecht, das mit rotem Tuch bezogen und mit einem bis auf den Rücken herabhängenden Hermelinmantel geziert war. Das Innere der Krone war mit den weißen Daunen des Seeadlers gefüllt, die bei jeder Bewegung des Tänzers wie Schneeflocken durch den Bartenkranz hervorstrebten. In der Hand hielt der Tänzer eine hohle, mit kleinen Steinen gefüllte Kassel,

die den mystischen Raben darstellt. Diese Tanzrassel muß immer so gehalten werden, daß der Rücken des Raben nach unten gekehrt ist; denn es geht die Sage, daß der listige Vogel einstmals bei einem Tanz einem großen Häuptling, der die Rassel falsch hielt, davongeflogen sei. Seit jener Zeit wird die Rassel immer in der oben geschilderten Weise getragen.

Zum Takte der Trommel hüpfte der Tänzer mehrmals rings um das Feuer, wobei er unaufhörlich die Rassel schwang und hin und wieder mit jähem Ruck den Kopf bewegte, so daß die Adlerdaunen wie dichtes Schneegestöber herniederfielen. Das Feuer, das durch Hineinspritzen von Fett hellauf loderte, beleuchtete mit groteskem Flackern den Körper des Indianers, der mit seinem bunt gemalten Gesicht und dem seltsamen Aufpuß dem leibhaftigen Satan glich.

Rings an den Wänden kauerten dicht aneinandergedrängt Hunderte von Indianern, deren nackte, schwarz bemalte Leiber, weiße Zähne und funkelnde Augen den Eindruck des Teuflichen, Grausigen noch erhöhten. Dazu der eigentümlich näselnde einförmige Gesang aus den rauhen Indianerkehlen, und man wird sich vorstellen können, daß mir bei dieser Szene durchaus nicht gerade wohl zumute war, zumal mir jetzt wieder die Erzählung meiner Leute von dem englischen Pelzhändler in den Sinn kam.

Plötzlich erstarb der Gesang, und der Tänzer zog sich zurück in sein Zimmer. Eine kurze Pause, und die Säger begannen von neuem. Auf einmal sprang aus einem andern Zimmer ein Tänzer hervor, der als Kopfspuß den aus Holz geschnitzten und mit beweglichem Unterkiefer versehenen Kopf eines Krokodils trug. Unter fortwährendem Zusammenschlagen der Kiefern berichtete das nach den Zuhörern schnappende Ungeheuer, es sei von einer Weltreise zurück-

gekehrt und habe unterwegs alle ihm begegnenden Menschen aufgefressen. Vier um das zusammengekauerte Ungeheuer tanzende Indianer schützten das Publikum vor den wütenden Bissen.

Raum war der Gesang beendet, als ein neuer Tänzer, einen meterlangen, aus Holz geschnitzten und mit kleinen Totenschädeln behängten Kranichskopf auf dem Haupt, hervorsprang. Es war der Sklave des ersten Ungeheuers, und von ihm ward gesungen, daß er den von seinem Herrn Getöfeten die Augen ausgehackt habe. Auch der Kranich schnappte unaufhörlich mit dem Schnabel nach den Zuschauern.

Diesem Tanz folgten bis in die späte Nacht hinein noch andere, die alle auf die Stammesagen der Indianer Bezug hatten. Als wir endlich nach reicher Belohnung der Festgeber uns wieder an Bord begaben, erwiesen uns die gutgelaunten Indianer die Ehre, uns mit ihren Rienholzfaßeln bis ans Meer zu begleiten. So schieden wir für diesen Tag in größter Freundschaft voneinander. Trotzdem hielten wir abwechselnd Wache an Bord; denn wir hatten schon zu viel Schlechtes von den Indianern gehört. Aber nach einer stillen Nacht stieg am Horizont allmählich die Sonne hervor, ohne daß wir etwas von den Indianern gehört hatten.

Raum war es aber heller Tag geworden, so kamen die Eingeborenen scharenweise in ihren Kanus an Bord unseres Schiffes, das im Handumdrehen das Aussehen eines Kaufmannsladens hatte. Bald war ein reger Tauschhandel im Gange. Ich kaufte manche höchst wertvollen völkerkundlichen Gegenstände. Doch unser gutes Einvernehmen war nur von kurzer Dauer. Die Indianer hatten nämlich kaum bemerkt, daß wir einen großen Vorrat von Tauschartikeln an Bord hatten, da begannen sie mit der größten Underschämtheit zu stehlen und rissen uns schließlich die

Gegenstände einfach aus den Händen. Die Aufregung steigerte sich mehr und mehr. Da zog ich kurz entschlossen, um dem frechen Treiben ein Ziel zu setzen, aus meiner Tasche plötzlich einen Revolver hervor und verlangte mit drohend erhobener Waffe die sofortige Herausgabe der gestohlenen Gegenstände. Die Frauen und Kinder kreischten vor Angst laut auf und warfen sich mit Hast in ihre Kanus. Auch die Männer ließen sich anfangs einschüchtern und sprangen ins Meer. Dann aber schrien sie mit drohender Stimme, sie würden bewaffnet zurückkommen und uns alle todschlagen. Mein Dolmetscher, der ihre Worte verstand, geriet in große Angst und bat mich, schleunigst den Anker zu lichten. Die Segel wurden gesetzt, und während ich die Waffen bereitlegte, entfernte sich unsere Schaluppe allmählich vom Ufer. Da stießen aber auch schon die ersten bewaffneten Indianer in ihren Kanus von Land, um uns zu verfolgen. Sie schrien laut und schwingen ihre alten Gewehre über ihren Köpfen. Ich ließ sie ruhig auf Schußweite kommen und legte dann auf das vorderste Kanu an. Sogleich stuzten die Indianer, und nach kurzer Überlegung wandten sie ihre Boote wieder dem Lande zu. Sie hatten augenscheinlich ihren letzten Zusammenstoß mit den Weißen noch zu gut im Gedächtnis. So begnügten sie sich denn, uns eine wahre Flut von Schimpfworten nachzusenden und mit ihren Waffen zu drohen. Sobald sie aber, von frischem Mute befeelt und auf ihre Übermacht trotzend, von neuem auf uns los ruderten, brauchten wir nur die Waffen zu erheben, um sie alsbald wieder in die Flucht zu jagen.

Eine frische, stetig anschwellende Brise führte uns immer schneller und schneller ins offene Meer, und noch am selben Abend warfen wir vor Fort Rupert, von unsern Freunden zu unserm Davonkommen beglückwünscht, Anker.

17. Das Nest des sagenhaften Riesenvogels.

Auf meiner Bootsreise in Alaska den Yukon hinauf war beim Zusammentreffen mit Eskimos oder Indianern stets die erste Frage: „Mamatle (Weißer), willst du auch zum Riesenvogel?“ Besonders eifrig bestürmte mich mein Führer Petka mit Fragen. Sein Vater war ein Indianer, die Mutter ein Eskimoweib, und so kam es wohl, daß er den Aberglauben beider Nationen geerbt hatte.

Nach und nach wurde mein Interesse wach, besonders da ich die Erzählung auf der Vancouverinsel und deren Umgebung, also eine Strecke von beinahe 5000 Kilometer südlicher, auch gehört hatte.

Der Riesenvogel hieß im Süden „Totosch“. Er trägt das Wasser auf dem Rücken, den Blitz in den Augen und den Donner in seinen Flügeln. Wenn es donnert, so fliegt er über die Gegend, blitzt es aber, so blickt er um sich, kommt ein Regenguß, so schüttelt er sein gewaltiges Gefieder. Er lebt von Walfischen, und seine Kraft ist so gewaltig, daß er in jeder Klaue eines von diesen mächtigen Tieren halten kann. Doch dieser Vogel hat auch seine guten Seiten, denn er hat einen ihm wohlgesinnten Häuptling auf Vancouver das Walfischfangen gelehrt, so daß es später der ganze Stamm konnte.

Als ich nun in Alaska ähnliche Erzählungen zu hören bekam, wurde ich aufmerksam.

Eines schönen Tages nun ging eine Bewegung durch meine Mannschaft, denn der Tag war angebrochen, an dem wir an des Riesenvogels Nest vorbeifahren sollten. Wirklich zeigte sich auch bald ein mächtiger, imposanter Felsen, der in einer Höhe von 600—700 Meter direkt am Yukon

emporstrebte und dessen Spitze einer Burg glich. Alle Mitglieder meiner Mannschaft bestätigten mir, daß das des Riesenvogels Nest sei.

Ich beschloß daher, auf dem Rückweg im Herbst, wenn wir mehr Zeit hätten, der Sache auf den Grund zu gehen, ob nicht vielleicht Kondore in der Nähe wären, die die Veranlassung zu diesem Gerüchte geben könnten.

Im September trafen wir wieder in dem Dorfe Numolik ein, wo der Vogel hausen sollte.

Als wir unser Zelt aufgeschlagen hatten, ließ ich mir noch einmal die Geschichte des Riesenvogels erzählen. Da erfuhr ich nun auch, daß der Totosch Tiere und Menschen angreift und in sein Nest verschleppt, als Futter für seine Jungen. Auf meine Frage, ob sich denn der Vogel in der letzten Zeit manchmal gezeigt hätte, gab man mir die Antwort, daß der Vogel jetzt wohl tot sei, und auch von seinen Jungen hatte niemand der jetzt lebenden Indianer etwas gesehen. Aber früher, so hatten die Väter berichtet, war es gefährlich, diese Gegend zu bewohnen, denn ein Kampf mit einem Bären war ein Kinderspiel gegen einen solchen mit dem Vogel.

Wenn die Eingeborenen auf der Jagd im Gebirge oder in der flachen Tundra waren, erfüllte plötzlich ein Gausen und Brausen die Luft, als ob alle Höllengeister mit einmal losgelassen wären. Ein riesiger Orkan hub an. Dann blieben die sonst so mutigen Jäger wie gelähmt mit schlotternden Gliedern stehen, denn ein jeder wußte, das war der Totosch, und da war ein Entrinnen kaum möglich. Keiner wagte den Kopf zu heben. Die Federn des Vogels waren wie Metall, und ihr Schatten verdunkelte weite Landstrecken. Seine Klauen waren wie aus Eisen, und sein Blick machte einem jeden das Blut in den Adern erstarren. Meist

packte er den Menschen mit seinen Klauen und trug ihn in sein Nest droben auf der Fels Spitze, wo seine Jungen, mit den von Daunen umgebenen Augen, die denselben schrecklichen Blick hatten, auf die willkommene Beute lauerten und gierig über sie herfielen, um sie in tausend Fetzen zu zerfleischen. Manch harter Kampf wurde dann da oben um die Beute ausgefochten. Nur wenige hatten das Glück, entrinnen zu können, um die grausige Mär zu berichten. Noch jetzt sollten gebleichte Knochen von Menschen und Tieren bei den Ruinen des Nestes zu sehen sein.

Es ist wohl jedem verständlich, daß ich mich nach all den Erzählungen entschloß, einen Tag zu opfern, um diese Legende zu untersuchen.

Nach langen Unterhandlungen entschloß sich endlich ein mutiger Jüngling aus dem Dorfe Numolid, mich zu begleiten und zu führen. Ich war mit meinem Drilling und mein Begleiter mit einer Art bewaffnet. So ausgerüstet, zogen wir von dannen, um das Wesen des geheimnisvollen Vogels zu erforschen.

Nachdem wir eine Stunde den Berg hinangewandert waren, trafen wir auf die noch frischen Spuren eines Bären. Ich schob Patronen in mein Gewehr, um sofort bereit zu sein, während mein Begleiter mit gehobener Art scheu und ängstlich um sich blickte. Ich glaube aber, daß seine Furcht weniger dem Bären, als vielmehr dem großen Vogel galt, der seine Phantasie im höchsten Grade erregt hatte.

Unser Weg führte uns fast den ganzen Hang hinauf durch Wald. Um die Mittagszeit erreichten wir den Berg, auf dem das Nest sein sollte. Wir machten halt, und ganz deutlich konnten wir von hier aus ein turmähnliches Gebilde auf dem Felsen sich erheben sehen. Nach kurzer Rast, wäh-

rend der wir uns mit einem kräftigen Imbiß labten, begann der schwierige letzte Aufstieg. Je weiter wir bergauf stiegen, desto deutlicher zeigte es sich, daß es ein einsamer, abgeschliffener Felskegel war, der oben auf dem Berg thronte. Endlich standen wir pustend und in Schweiß gebadet an unserm Ziele, dem wunderlichen Felsen. Er war fast rund geschliffen, wohl einst in grauer Urzeit von Eisgletschern, die alles weggefegt hatten; nur dieser feste Kern hatte standhalten können. Von unten konnte ich genau sehen, daß oben eine glatte Fläche war, wie aber hinaufgelangen? Nachdem ich den etwa zehn Meter hohen Felsen einige Male umschritten hatte, gewahrte ich einen Felspalt, in dem man sich vielleicht mit Knien und Ellbogen hinaufarbeiten konnte. Da ich kein schlechter Kletterer war, hatte ich bald mein Ziel erreicht. Hier also sollte das Nest des Riesenvogels sein. Der Durchmesser der Fläche, die glatt war wie eine Tischplatte, betrug etwa vier bis fünf Meter. Auch nicht eine einzige Pflanze wuchs hier oben, nicht einmal Moos. Ich fand auch nirgends Überreste eines Nestes, noch Spuren, daß hier jemals Vögel gehaust haben könnten. Enttäuscht überblickte ich die Gegend. Doch da hatte ich eine Fernsicht, die mich für meinen langen Marsch und meine Anstrengungen vollständig entschädigte.

Weit hinaus, in Sonnenglanz und Blut gefaucht, dehnte sich nach Süden die unendliche Tundra. Eine Flut von Licht und ein Strom von Purpur ergossen sich über die weite Ebene, daß man ein Gleifen und Glitzern, ein Flimmern und Schimmern sah, als ob Millionen und aber Millionen Diamanten in ein Lichtmeer gefaucht wären. Nach West neigte sich die Sonne dem Horizonte zu. Gegen Ost stieg die Gebirgskette höher und höher, dem Lauf des Dukon folgend. Die Sonne warf bereits ihre Schatten

in enge Täler und Klüfte, Blau und Grau wechselten ab. Durch die öde Tundra und durch die in die Abendsonne getauchten Wälder fließt der mächtige Yukon, einem ungeheuren goldenen Gürtel gleich. Weit über das einsame Land und die schier endlose Fläche flimmerte die Luft wie in einem goldenen Nebel; da unten aber blitzte und blinkte es von unzähligen kleinen Wasserläufen und tausend kleinen Binnenseen, Bächlein und Wasserpfützen, und wie ein Lichtnetz hing es über der Tundra unendlicher Fläche. Gegen Norden und Nordwest erstreckt sich das Hochland, auf dessen Spitzen und Höhen das Licht zu ersterben begann. Gegen Süden aber, wo noch alles hell erleuchtet war, wo das Auge nur annähernd die feine Linie entdecken konnte, die Himmel und Erde scheidet, dort meinte ich den zweitgrößten Fluß in Alaska, den Koskoquim, sehen zu können. Wie wunderbar ist Gottes Erde!

So wandte ich noch einmal meinen Blick nach Norden gegen die Berge. Dort, wo damals noch keines Weißen Fuß die Erde betreten hatte, dort war, der Eskimosage nach, das Ursprungsland aller Eskimos, das „Nunat-Utofa“ (das alte Land = alte Heimat). Dort fließen die großen, in das Eismeer und den Kokebuesund mündenden Flüsse. So stand ich in Gedanken versunken und blickte nach dem alten Lande, nach dem glücklichen Lande, bis das Licht schwand und ich an den Rückzug denken mußte. Im nächsten Winter war es mir vergönnt, das Nunat-Utofa wenigstens teilweise zu bereisen.

Als ich meinen Eingeborenen von den Ergebnissen der Untersuchung erzählte, sungen sie an zu zweifeln, ob die alten Väterüberlieferungen wohl Wahrheit wären. Neue Erkenntnisse kamen mit den Weißen zu ihnen.

18. Abenteuer am Kozebuesund.

Mit dem Eskimo Eisaak, der zwei Schlitten hatte, und mit einem Mister Woolfe, der Handelsartikel nach dem Norden von Alaska bringen wollte, wagte ich im Januar 1883 die Reise über die Prince of Wales-Halbinsel nach dem Kozebuesund.

Unser Weg ging von Drowignarak zunächst nach Osten, in die innerste Ecke der Nortonbai hinein, von wo aus wir uns dann im rechten Winkel nach links nordwärts wandten. Gleich das erste Nachtlager am Kwikaak River zeigte uns die Unbequemlichkeiten, die eine große Gesellschaft naturgemäß hervorruft. Das Haus, in dem wir schliefen, war ziemlich groß, aber die Gesamtanzahl der Menschen betrug vierzig Seelen. Wir lagen deshalb gedrängt nebeneinander, es wurde sogar auf der Feuerstelle geschlafen, so daß kein Zollbreit Boden übrigblieb. Zu allem Ungemach kam noch hinzu, daß sich zufällig in diesem Hause ein großer Wurf junger Hunde befand, die zwar abends hinausgejagt wurden, sich aber an der nur mit Lederriemen geschlossenen Thür vorbeidrängten und nachts auf unsern Gesichtern und Körpern spazierengingen.

Ich hatte zwei Eskimos angeworben, mit denen ich am nächsten Morgen nach der schlaflos verbrachten Nacht den Weg fortsetzte, während Mr. Woolfe und Eisaak noch hierblieben, um Hunde einzukaufen. Ich erreichte an diesem Tage die Mündung des Kujuk River, wo wir in einem verlassenen Dorfe, dessen Einwohner auf Besuch gegangen waren, uns häuslich einrichteten. Kaum waren wir mit dem Anzünden des Feuers fertig und hatten es uns in dem kleinen erwählten Häuschen, das nur sechs Personen zu fassen vermochte, gemütlich gemacht, als von Norden her

ein Schlitten mit neun Personen eintraf, die es sich mit verblüffender Selbstverständlichkeit sofort bei uns bequem machten und sämtlich einen respektablen Hunger und Durst mitbrachten. Ich ließ ihnen Tee und Pfannkuchen zubereiten. Am nächsten Tage erwählten wir uns jedoch ein anderes Haus des Dorfes und schaufelten den Schnee hinaus, um es wohnlich zu machen. Kaum war dies geschehen, als Mr. Wolfe und Gisaak ankamen.

Ein heftiges Schneegestöber hielt uns auch noch am nächsten Tage in diesem Winkel der Nortonbai fest. Ich benutzte die Gelegenheit, um von einem eben angekommenen Dorfbewohner einen kleinen Vorrat getrockneter Lachse zu kaufen, die wir zu Suppe für unsere Hunde kochten.

An diesem Tage wurden wir daran erinnert, daß wir uns eigentlich noch in nächster Nähe von Drowignarak befanden. Mit unserer Entfernung von jenem Orte war nämlich für viele dort auf Besuch befindliche Eskimos die Hauptnahrungsquelle versiegt, und so hatte eine Abteilung dieser Leute es für das beste erachtet, uns wie hungrige Wölfe zu verfolgen und ohne weiteres hier am dritten Orte bei uns wieder in Pflege zu gehen.

Ihre Bemühungen waren indessen nicht von großem Erfolg begleitet, denn bereits am nächsten Morgen vor Tagesanbruch gingen wir nordwärts, und zwar auf einem Wege, den meines Wissens noch kein Weißer beschriftet hatte.

Die Nachrichten, die wir über die Bewohner vom Kozebuesund erhielten, lauteten nicht gerade sehr ermutigend. Die dortigen Eskimos hatten, wie man erzählte, heftige Streitigkeiten untereinander. Ferner sollte am Selawik River, der sich in den östlichsten Teil des Kozebuesundes ergießt, ein Mord vorgekommen sein, und endlich berichtete man sogar, daß die westlicher wohnenden Kawiaremufen

einige junge Leute aus Rache für eine ihrem Stamme vor einigen Jahren widerfahrne Beleidigung getödet hätten.

Am nächsten Tage hatte ich mit meinem Führer Ningawakrafs eine etwas ernsthafte Auseinandersetzung. Während ich nämlich außer dem Hause beschäftigt war, saß Mr. Woolfe am Feuer und briet sich stillvergnügt Pfannkuchen. Bei diesem Geschäft rief er der etwa vierzehnjährigen Halbschwester Ningawakrafs zu, sie möge ihm etwas Wasser zum Anrühren des Mehles hereinholen. Die verwöhnte Kleine kümmerte sich nicht im mindesten um diesen Auftrag, sondern tat, als ob sie ihn gar nicht gehört hätte. Darauf sagte ihr Mr. Woolfe, daß sie, wenn sie kein Wasser hole, auch keinen Pfannkuchen erhalten werde. Diese traurige Aussicht machte einen großen Eindruck auf das Mädchen. Es erhob sofort ein brüllendes Geschrei, das Ningawakraf herbeirief. Dieser, der sich vielleicht in dem Glauben befand, dem kleinen Mädchen sei ein Unheil zugefügt worden, eilte sofort auf Mr. Woolfe zu, und da er gegen diesen ein Riese an Gestalt und Körperkraft war, hob er ihn ohne weiteres hoch und hielt ihn mit ausgestreckten Armen über das Feuer. Der gänzlich überraschte und vollkommen wehrlose Mr. Woolfe erhob nun seinerseits ein lautes Geschrei, das mich herbeirief. Ich drohte Ningawakraf, ihn energisch zu bestrafen, falls er noch einmal den geringsten Angriff wage. Dieses Vorgehen half sofort, und die Sache war damit beigelegt. Esak, der schon seit langem von uns wollte, prophezeite, daß unsere Reise einen schlimmen Ausgang haben würde, und darum wolle er nicht mit uns weiterziehen.

In der That hielt er Wort; denn als wir am andern Tage weiterzogen, blieb er mit seinem Sohne zurück, um wieder nach Drowignaraß zurückzukehren. Mit seiner Be-

hauptung hatte er jedoch unrecht, denn Ningawakraf geriet niemals wieder mit uns in Streit und blieb, solange wir mit ihm zusammen waren, ein treuer und umsichtiger Führer. Wir marschierten nunmehr mit vier Schlitten und 22 Hunden von Norden kommenden Eritak River stromaufwärts.

Um 4 Uhr nachmittags gelangten wir zu einer nur für fünf Personen ausreichenden Eskimohütte. Um für uns alle ein Unterkommen zu haben, errichteten wir daneben ein Zelt. Wir hatten jedoch nicht weniger als drei Stunden damit zu tun, uns die nötigen Schutzgestelle für unsere Schlitten herzustellen, denn in diesem Hochland war Holz sehr selten.

Am andern Tage früh folgten wir dem Laufe des Pujulikbaches und erreichten nach dreistündigem, beschwerlichem Marsche einen stattlichen Fluß, der auf keiner unserer Karten verzeichnet war und bisher auch wohl von keinem weißen Reisenden besucht wurde. Diesen Fluß habe ich Hagenbeckfluß genannt.

Am nächsten Morgen ging der Marsch weiter stromabwärts, wobei wir wiederholt einige Biegungen des Flusses abschnitten. Gegen Abend machten wir einen anderthalbstündigen Aufenthalt, den wir zum Teekothen benutzten. Nun mußten wir in der Dunkelheit weiterziehen. Beim Übergang über den Fluß fiel ich ins Wasser, mußte aber trotzdem noch bis 1 Uhr morgens marschieren, ehe wir Kajak, das am Analitschof River liegt, erreichten. Von den Bewohnern, die noch niemals einen weißen Mann gesehen hatten, wurden wir gut empfangen. Leider aber hatten die armen Leute selber nichts zu essen und konnten uns für unsere halbverhungerten Hunde keine Fische verkaufen.

Am nächsten Tage war es mir nicht möglich, meine Leute zur Weiterreise zu bewegen, denn das Wetter war entsetzlich schlecht, aber viel schlimmer war die Hungersnot.

Die Fische waren aufgezehrt, unser sonstiger Proviantvorrat fast ganz verbraucht, und ich wußte nicht, womit ich Menschen und Tiere ernähren sollte. Auch die Einwohner von Rajak, das heißt die Einwohner zweier Hütten — denn die dritte Hütte, die noch zum Orte gehörte, war unbewohnt — machten sich auf den Weg, um hoch oben auf die Gebirge zu steigen und zu versuchen, ob sie nicht wenigstens eines von den wenigen Rentieren, die dort vorkommen, zu jagen imstande wären.

Am andern Morgen verließen wir Rajak und gelangten zum Kangel River, in den sich der Analitschof ergießt. Vor Hunger und Erschöpfung konnten unsere Hunde den Schlitten kaum noch durch den tiefen Schnee ziehen. Ich legte mich deshalb selber so hart in die Leine, daß sie mir ins Fleisch schnitt. Erst gegen Dunkelwerden hatten wir den Kangel River wieder erreicht und folgten nun seinem von hier nach Norden gerichteten Laufe, bis wir um 8 Uhr abends vollständig kraftlos den nächstliegenden Ort am Flusse, Makakkerak, erreichten. Einer meiner Hunde war vor Schwäche umgefallen, so daß wir ihn mit uns auf dem Schlitten schleppen mußten. In Makakkerak befand sich nur ein Haus, in dem wir jedoch alle Platz hatten. Leider war auch hier der Vorrat an Lebensmitteln so gering, daß ich für meine armen Hunde nur einige getrocknete Fische erwerben konnte.

Am Montag, dem 29. Januar, setzten wir unsere Reise stromabwärts den Kangel River entlang fort und marschierten den ganzen Tag bis Dunkelwerden und erreichten endlich die Eschsholzbai, die bereits zum Kogebue-sund gehört. Auf einer Landspitze dieser Bai befindet sich das Eskimohaus Inuktoł, wo unser Führer zu Hause war. Wir hatten bis dahin noch einen angestrengten Marsch über

das Eis der Bai zurückzulegen, so daß die Füße unserer Hunde, wie fast stets bei starkem Frost, heftig bluteten. Um 7 Uhr abends langten wir in Inuktoſ an. Glücklicherweise fanden wir dort einen kleinen Vorrat von Fiſchen, so daß ich meinen Hunden wieder eine ordentliche Mahlzeit geben konnte. Auch am nächsten Morgen blieben wir noch hier, um den total erschöpften Tieren wieder einmal eine warme Suppe zu kochen, denn es ist nötig, daß man ihnen bei harter Arbeit wenigstens einmal in der Woche diese Erquickung zukommen läßt.

Die Bewohner von Inuktoſ waren sich übrigens der Ehre, die sie durch unsern Besuch erhielten, so wohlbewußt, daß sie uns Preise abforderten, als wenn wir die größten Herren gewesen wären.

Der Monat Januar schloß mit einem orkanartigen Wirbelsturm und Schneegestöber während der Nacht. Ich versuchte am nächsten Morgen, zu dem nur einige Schritte vom Hause entfernten Schlitten zu gehen, aber es war mir im Freien kaum möglich, Atem zu holen, und ich konnte in dem dichten Schneegestöber nur mit Mühe das Haus wiederfinden. Die Hunde hatten sich auf der dem Winde abgewendeten Seite des Hauses einschneien lassen, und nur einzelne von ihnen ragten mit den Nasenspitzen aus der Schneedecke hervor. Wir gruben die Tiere sämtlich aus und ließen sie als Beweis unseres ganz besonderen Wohlwollens in den Vorgang des Hauses hinein. Außer dem Sturm herrschte eine so bittere Kälte, daß wir wohl kaum mit dem Leben davongekommen wären, hätte uns dieses Wetter unterwegs überrascht.

Am nächsten Tage hatte der Sturm so weit nachgelassen, daß wir bei Tagesanbruch die Eschscholzbai nach Norden zu kreuzten und dadurch jene langgestreckte schmale Halbinsel

erreichten, die sich viele Meilen weit nach Nordwesten in den Kosebuesund hinein erstreckt. Wir stießen in der Mittagsstunde auf das kleine Flößchen Urawinginaß und brachten in einem kleinen Hause gleichen Namens den Rest des Tages zu. Mein Führer Ningawakraß befand sich hier unter Verwandten.

Am nächsten Morgen folgten wir eine kurze Strecke dem Lauf des Sewalik River, bis wir zu einem leeren Hause kamen. Da das Haus unter Schnee begraben und mit Schnee angefüllt war, hatten wir drei Stunden lang zu tun, es wohnlich herzurichten. Während dies geschah, sandte ich einen Schlitten aus, der Zwergweiden holen sollte, mit denen wir uns später ein gutes Feuer anzündeten. Als wir diese Arbeiten vollendet hatten, füllte sich der Raum mit Eskimos, die sämtlich den höchsten Wunsch hatten, den noch nie gehabt den Genuß von Tee und von in Fischtran gebackenen Pfannkuchen kennenzulernen. Die Nachricht von unserer Ankunft hatte sich nämlich wie ein Lauffeuer verbreitet, und unser kleines Häuschen wurde vollständig mit Leuten gefüllt.

Die Einwohner waren zudringlich und forderten für alles, was wir ihnen abkaufen wollten, sehr hohe Preise. Wir hatten den ganzen Tag zu tun, wenigstens die Zudringlichsten unter den Einwohnern aus unserer Hütte hinauszutreiben. Mr. Woolfe kaufte verschiedene Fuchs- und Hasenfelle sowie ein Paar Rentierfellstiefel. Am andern Tage kam der Eskimo, der ihm die Stiefel verkauft hatte, wieder und verlangte ihre Rückgabe, indem er ihm kurzerhand die dafür erhaltenen Tauschartikel an den Kopf warf. Der an Körperkräften schwache Mr. Woolfe gab dem unverschämten Verlangen nach und machte den Kauf rückgängig. Das Auftreten des Eskimos ärgerte mich gewaltig, so daß ich aufsprang und mit drohender Gebärde meinen

Ledergurt umschnallte, in dem ein Revolver und ein großes Messer steckte. Sobald der Eskimo das sah, verdrückte er sich schleunigst rückwärts und verließ unser Haus.

Am andern Morgen war das Haus schon bei Tagesanbruch mit Eskimos gefüllt, so daß wir uns nicht rühren konnten. Da sie mehr des Bettelns als des Handelns wegen gekommen waren, nahm ich zwei Schlitten und fuhr damit nach Kajuktulik, um dort Fische einzukaufen. Ich handelte zwei Schlitten voll Heringe ein und kehrte wieder nach unserm Aufenthaltort zurück. Als ich unter strömendem Regen meinen Einzug in unser Haus hielt, kehrte mit mir zugleich ein Schlitten zurück, den wir einige Tage vorher nach dem oberen Laufe des Selawik River gesandt hatten, um die dortigen Einwohner von unserer Ankunft zu benachrichtigen. Eine größere Zahl von Eskimos waren mit ihren Fellen und ihren Geräten, die ich aus völkerkundlichem Interesse sammelte, dem Schlitten gefolgt und wünschten nun sofort — es war 10 Uhr abends — die Tauschgeschäfte zu eröffnen. Wir vertrösteten die Leute auf den folgenden Tag.

Am 8. Februar 1883 traten wir die Rückreise nach Fort St. Michael an.

Ein orkanartiger Sturm fegte über die weiten Flächen. Mit Mühe erreichten wir eine kleine Hütte an der Eschscholzbai. Unsere erschöpften Hunde mußten mit Gewalt angetrieben werden. Wie so oft, so erlebten wir es auch hier wieder: die Hütte war bis unter das Dach verschneit. Wir mußten sogar die Hinterwand losbrechen, um Raum für uns zu schaffen. Schon kam der Abend über die Bucht, als wir endlich Tee kochen und Pfannkuchen backen konnten. Durch das Toben des Sturmes erklang nun aber auch das Krachen des von der Flut aufgebrochenen Eises.

Ich wollte mich schon zur Ruhe begeben, als plötzlich

mein Führer keuchend herbeigeeilt kam und schrie: „Rettet Euch! das Wasser kommt!“ Wir waren uns sofort der Gefahr bewußt, stürzten ins Freie und schirften die Hunde an. Unser kleines Haus lag fast unmittelbar am Wasser. Beim Anschirren flogen uns bereits die Schaumflocken um die Ohren. Eine gewaltige Springslut bedrohte uns. Nur schnellste Flucht konnte uns retten. Zurück zu der vier Stunden entfernten Hütte Arawingenaks! Den Sturm im Rücken, flohen wir vor dem ansteigenden Wasser. Völlig erschöpft kamen wir tief in der Nacht an. Wir wurden zwar noch freundlich aufgenommen, aber unverhohlen erzählten sie sich auch, daß nur die Anwesenheit zweier Weißer das Unglück hervorgerufen hätte. Erst am zweiten Tage durften wir die Weiterreise wagen, die uns auch wieder zu der Hütte am Wasser brachte.

Neugierig machten wir halt. Die Flut hatte bis zum Dach gestanden, und es war kein Zweifel, daß wir elend ertrunken wären, hätte die Springslut uns in der Nacht überrascht.

Schneestürme und Kälte hinderten auch in den nächsten Tagen unsern Weitermarsch, aber nach vielen Strapazen erreichten wir doch endlich Fort St. Michael.

19. Dem Hungertode nahe.

Es war 1883 in Alaska. Monatelang hatte ich die nördliche Gegend durchstreift und beeilte mich nun, den besseren Süden zu erreichen.

Im April ließ ich einige hundert Kilometer nördlich der Mündung des Nushagakflusses meine Hunde laufen, mit denen ich monatelang gereist war, und kaufte im Fort Alexander ein großes Fellboot. Woher aber Ruderer

nehmen? Trotz meiner verlockenden Angebote konnte ich zuerst keine Eskimos bekommen; aber dann bekamen die Frauen Lust zu einer abenteuerlichen Fahrt, und bald hatte ich mehr Helfer, als mir eigentlich lieb war. Da die Entfernung von hier zum Stillen Ozean nur knapp 500 Kilometer beträgt, ferner im Frühling Enten, Gänse und Schwäne die Gegend in Scharen überfliegen, so nahm ich nur wenig Lebensmittel mit.

Unter fröhlichen Zurufen verließ meine neue Gesellschaft das gastliche Fort.

Schon am Kap überfielen uns aber schwere Frühlingsstürme. Wir mußten Schutz suchen. Unser Vorrat war in diesen Tagen schnell verzehrt. Ich versuchte es mit der Jagd, aber ohne rechten Erfolg.

Als endlich der Sturm nachließ, waren wir hocherfreut und setzten unsere Reise sogleich fort. Aber wir kamen an der sandigen Küste sehr schlecht weiter, erst bei Hochwasser wurde es besser.

Bald erreichten wir den Illiamurfluß, und nun ging die Fahrt rascher vonstatten. Jedoch bald wurde die Strömung so heftig, daß von einem Vorwärtskommen noch kaum die Rede sein konnte. Und um das Unglück noch zu vergrößern, kam eines Nachts ein fürchterlicher Sturm auf. Wir hatten am Ufer ein Zelt gebaut. Nach einigen Stunden war es vernichtet.

„Zum Boot!“ schrie ich.

Aber wo war es? Wir hatten es doch so sicher am Ufer angebunden. Schwer beschädigt fanden wir es eine Strecke weiter flussauf. In einer kleinen Bergschlucht suchten wir darauf Schutz und erwarteten hungernd und frierend den Morgen.

Der Sturm nahm an Stärke zu, und uns war jede Möglichkeit genommen, die Reise fortzusetzen.

Was nun?

Von unsern Vorräten war nichts mehr vorhanden. Ich nahm mein Gewehr und schoß auf Enten, die hin und wieder vorbeistrichen. Aber obwohl ich ein guter Schütze bin und ruhig zielte, ein Schuß nach dem andern ging fehl, weil der Sturm die Schrotkörner zerstreute. Ich hatte schon manche Patrone durch den Lauf gejagt, als endlich eine Ente niederflatschte. Schnell eilten meine Leute hin, und nach kurzer Zeit brodelte sie schon im Kochtopf. Wir suchten als „Gemüse“ Rentiermoos, und als das Mahl fertig war, teilte ich es gewissenhaft in sechs Teile.

Die Nacht brach herein. Eng zusammengekauert saßen wir hungrig und klappernd in der Schlucht. Nur für Augenblicke fielen wir in einen unruhigen Schlaf.

Am Morgen gab ich einem Eskimo mein Gewehr. „Schieß uns was!“ Es war besser, daß ich bei meinen völkerkundlichen Sammlungen blieb.

Der Hunger meldete sich stärker als sonst. Wo blieb der Jäger nur?

Endlich kehrte er heim, mit — einer Ente.

Das wurde wieder eine karge Mahlzeit.

Am dritten Tag hatten wir aber gar nichts zu essen. Der Magen krampfte sich schmerzhaft zusammen, bald litten wir alle an heftigen Magenkrämpfen.

Und immer noch wütete der Sturm.

Wir wollten hier nicht elend verhungern. „Auf! vorwärts!“ Mühselig quälten wir uns weiter und erreichten endlich ein verlassenes Indianerdorf. Fischgräten und Fischköpfe lagen umher. Die Hunde hatten sie bei der Fütterung liegenlassen. Gierig fielen meine Leute über diese eßlichen Sachen her. Aber was verschlug das?

Der fünfte dieser schrecklichen Tage dämmerte herauf.

Verzweiflung erfaßte uns; der Hunger hatte uns vollends überwältigt.

Ich überlegte. Die nächste Eskimosiedlung mußte an 150 Kilometer entfernt sein. Wie wollten wir in unserm geschwächten Zustande bei diesem Unwetter dahingelangen?

War das das Ende?

Endlich, endlich legte sich der Sturm. Neuer Lebensmut durchflutete uns. Mit Aufbietung aller Kräfte brachten wir unser Boot zu Wasser und packten meine gesammelten Sachen hinein. Die Sonne erschien am Himmel und fort ging die Reise.

Meine Leute mußten vom Ufer aus mit Leinen das Boot gegen die Strömung ziehen; ich saß am Steuer. Ganz langsam kamen wir vorwärts. Das Ufer war oft sehr steil, und dann mußten meine Eskimos hinunter ins Wasser und waten. Manchmal reichte das nasse Element ihnen bis an die Brust.

Scharen von Gänsen und Enten strichen über uns hinweg. Ich langte wieder nach dem Gewehr. Von meinem Sitz aus schoß ich, ohne zu fehlen. Gegen Mittag hatten wir fünf Gänse und sechs Enten.

Nun wurde gehalten und ein feines Mahl bereitet.

Am Nachmittag kamen wir an kleine Inseln und fanden reichlich Nester mit frischen Eiern.

Wir gelangten in den Lliamnasee, der viele Eilande hat. Auf einer sammelten wir 200 Möweneier. Und der unerwartete Regen war damit noch nicht zu Ende. Ich schoß einen großen gefleckten Seehund, denn in diesem See halten sich dauernd Robben auf.

Drei Tage befuhren wir dieses Wasser und landeten dann in der östlichen Ecke, nur ein mit Schnee bedeckter Felsensattel trennte uns noch vom Stillen Ozean. Wohlgemut kletterten wir empor.



Alaska-Hündin mit Jungen. (S. 113 ff.)



Schraubeneis an der Küste.



Meine Schlittenhunde. (S. 113 ff.)
(Sibirisches Gespann.)

Als wir die Höhe erreicht hatten, lag der Stille Ozean im Sonnenglanz vor uns. Ein Jahr war ich unterwegs. Endlich winkte das Ziel. Not und Entbehrungen waren zu Ende.

Wir stürmten den bewaldeten Abhang hinunter zur Küste. Mit einmal stuzte ich: an einem Baume hing ein kupferner Kessel.

Da mußten also Weiße in der Nähe sein.

Weiter!

Vom Ufer herauf leuchteten weiße Zelte. Ich verdoppelte meine Schritte und war in einer halben Stunde unten.

Dort traf ich eine kürzlich aus San Franzisko angelangte Goldgräbergesellschaft an. Sie luden uns sofort zu einer Mahlzeit ein. Es gab herrliche Sachen: Bohnen mit Speck und zum Nachtisch Zwieback.

Endlich konnte ich auch wieder einmal ein richtiges Gespräch führen. Mit meinen Eskimos war das nicht möglich, denn meine Sprachkenntnisse reichten nur zur notdürftigen Verständigung.

Bis spät in die Nacht hinein saß ich mit den Abenteurern am Lagerfeuer. Immer wieder fragte ich nach den Ereignissen des letzten Jahres. Über zwölf Monate war ich hoch oben in Alaska von aller Kultur abgeschnitten gewesen.

Und als ich nun meine Neugier befriedigt hatte, mußte ich von meinen gefährlichen Schlitten- und Bootsfahrten erzählen.

20. Meine Schlittenhunde.

Der Eskimohund, der einst über die ganze kalte Zone verbreitet gewesen sein dürfte, gleicht in seinem Aussehen ganz dem Wolfe, dessen nächster Verwandter er unter allen Hunderrassen ist. Seine Schnauze läuft spitz zu; die

unten breiten, nach oben hin schmaler werdenden Ohren stehen senkrecht, den buschigen Schwanz trägt er über den Rücken gewirbelt. Die Farbe seines Felles ist ein schmutziges Grau, das am Bauch in hellere Töne übergeht, nur in Grönland, wo die Rasse nicht mehr rein ist, findet man auch gefleckte Hunde. Das Tier ist ungeheuer gefräßig, und wenn es hungrig ist, verschlingt es alles, was in den Bereich seiner Zähne kommt. Im Sommer, wenn die Lachse die eisfreien Flüsse zum Laichen hinaufgehen und von den Eingeborenen zu Tausenden gefangen werden, bilden rohe Fische seine Hauptnahrung; im Winter aber, wenn die Nahrung knapp ist, scheint er es hauptsächlich auf die Pelzkleider und die Fellboote der Eskimos abgesehen zu haben. Andererseits vermag der Hund jedoch auch längere Zeit ohne Nahrung zu sein. So fütterte ich einmal die Tiere, als uns das Hundefutter ausgegangen war, vier Tage lang mit Stücken Seehundsfell von der Größe einer Schuhsohle. — Im Frühling, wenn in einigen Gegenden die Schlittensfahrten eingestellt sind, muß der Hund sich seine kümmerliche Nahrung selber suchen, und dann ist es schon vorgekommen, daß die Tiere in ihrem Heißhunger Kinder angefallen haben.

Die Art des Einspannens ist bei den drei Völkern, die sich hauptsächlich des Hundes bedienen, sehr verschieden. Auf die Bespannungsart in Sibirien komme ich in anderm Zusammenhang noch zu sprechen. In Alaska werden die Hunde paarweise, der Leithund an der Spitze, an das Leitseil geschirrt. Der Grönländer endlich, dessen Schlitten am breitesten ist, spannt seine sämtlichen Tiere nebeneinander, so daß die Laue, von einer Art einfachen Deichsel ausgehend, fächerförmig nach vorn ausstrahlen. Der verschiedene Vervollkommnungsgrad der Anspannungsweise

läßt darauf schließen, daß bei den sibirischen Völkern, deren Geschirr das praktischste ist, der Hund wohl am längsten als Zugtier verwendet wird. Man darf aber nicht außer acht lassen, daß auch die natürliche Beschaffenheit des Landes — in Sibirien ist viel Wald, in Grönland gar nicht — bei der Art der Anschirrung eine große Rolle spielt. In Sibirien sind auch die Leithunde besonders gut dressiert und folgen dem bloßen Zuruf ihres Lenkers. Der Leithund selbst zieht fast gar nicht; er wendet im Lauf den Kopf fortwährend nach seinem Herrn, und auf den kleinsten Wink und Zuruf: „Nach rechts!“ oder „Grad aus!“ reißt er die ihm blindlings folgenden Tiere in der bezeichneten Richtung mit sich. Der grönländische Eskimo lenkt seine Hunde dagegen mit Peitschenschlag. Die Peitschenschnur ist an sieben Meter lang und wird von dem Kutscher sehr geschickt gehandhabt. Soll der Schlitten nach links gehen, so knallt er rechts von dem Leithund, so daß der erschreckt nach links hinüberdrängt und umgekehrt. In Alaska, wo ein guter Leithund selten ist, läuft ein Eskimo auf Schneeschuhen den Hunden voraus. Ist er ermattet, so setzt er sich auf den Schlitten, und ein zweiter übernimmt seine Stelle. Es ist ganz unglaublich, mit welcher Ausdauer die Eskimos vor dem Schlitten her zu laufen vermögen. Ich hatte beispielshalber einmal einen Läufer gemietet mit Namen Aksut (das heißt der Schnelle), der ununterbrochen drei bis vier Stunden mit größter Schnelligkeit auf Glatteis lief.

Die einzelnen Schlittenteile, aus Holz bestehend, sind untereinander durch Lederriemen verbunden, so daß der Schlitten große Beweglichkeit besitzt. Als Schlittendecke dienen mehrere aneinandergenähte Renttierfelle, die mit den Haaren nach innen gekehrt sind; in Sibirien hat man auch Decken aus Fischhaut. Diese wasserdichten Schlittendecken,

die mit langen Riemen an den Schlitten geschnallt werden und das Gepäck der Reisenden bergen, haben noch einen weiteren praktischen Zweck, sie dienen bei Nacht zugleich als Zelttuch.

Will man abends Rast machen, so werden zuerst die Hunde vom Schlitten geschirrt und an kleine, in den Schnee getriebene Pflöcke gebunden, damit sie nicht davonlaufen oder die Schlitten und Waren anfressen können. Dann wird mittels dünner Birkenstangen, die man auf dem Schlitten mit sich führt, das Zeltengerüst hergestellt und mit der Schlittendecke überkleidet. Ist man in walddreichen Gegenden, so wird das Reisegepäck nebst den Schlitten hoch auf den Bäumen zum Schutz gegen die gefräßigen Hunde geborgen, im andern Falle entfernt man den Schnee unter dem Zelte, bettet dort Proviant und Gepäck hinein und legt über das Ganze mehrere Felle, die zugleich als Lagerstätte dienen. Aber auch so kommt es noch häufig vor, daß die von Heißhunger getriebenen Hunde sich losreißen und das Gepäck auch unter dem Zeltboden aufzuspüren wissen.

Bei 40 Grad Kälte und einem heftigen Sturm begruben wir einmal unser Zelt fast ganz unter Schnee und legten uns zur Sicherheit noch auf unsern Fische sack. In der Nacht versuchten es die Köter trotzdem, sich einen Weg ins Zelt zu graben und eine Nachmahlzeit zu halten.

Es ist interessant, zu betrachten, wie Hunde im Winter nächtigen. An der windgeschützten Seite der Hütte oder des Zeltes legen sie sich hin und lassen sich vollkommen einschneien. Nur die Nasenspitze ragt als dunkler Fleck daraus hervor.

Des Mittags pflegt die Schlittenkarawane haltzumachen. Fährt man auf einem Flusse oder einem zugefrorenen Meeresarm, die wegen der ebenen Schlittenbahn von den Reisenden mit Vorliebe benutzt werden, so wird der

Schnee auf einer etwa einen Quadratmeter großen Fläche vom Eis entfernt und auf diesen gewissermaßen als Schale dienenden Raum Seehundstran gegossen. Die Reisenden nehmen dann ringsherum Platz und tauchen die ihnen zugeteilten Portionen von getrocknetem Fisch (Lachs oder Stint) in den Tran, um sie zu verzehren. Auch die Hunde erhalten getrocknete oder rohe Fische als Futter, doch taucht man diese Fische nicht in Tran, weil er zu kostspielig ist. Nach dem Mittagmahl wird ein Loch in das Eis gehauen, die Reisenden legen sich nieder und trinken sich an dem Wasser satt. Ist das Eis zu stark, als daß man es ohne sonderliche Mühe durchschlagen könnte, so ersetzt Schnee die Stelle des Wassers. Einen ganzen Winter hindurch habe ich in dieser Weise gelebt, ohne daß meine Körperkräfte dadurch im geringsten beeinträchtigt worden wären.

Hat man endlich das Ziel der Reise, ein Dorf, erreicht, werden die Hunde alsbald vom Schlitten geschirrt, und der Reisende kriecht durch den unterirdischen Gang in das Haus hinein. Die Leithunde folgen ihm sogleich auf dem Fuße und lagern sich in dem unterirdischen Gange, ihn mit ihrem Leibe sperrend. Keiner der andern Hunde wagt dann in das Haus zu kriechen, selbst die dem Hausbesitzer gehörenden Tiere dulden die sich ihrer Ausnahmestelle wohlbewußten Hunde nicht in dem Gange. Den Abfall der Mahlzeit wirft der Reisende den Tieren in den Gang, und so kommt es, daß die Leithunde in der Regel wohlbeleibter sind als ihre Kameraden, die sich auf eigene Faust im Dorfe Nahrung suchen müssen. Mit welcher List und mit welcher ausdauernder Gefräßigkeit sie hierbei zu Werke gehen, mögen ein paar Erlebnisse von meiner Reise in Alaska zeigen.

Ich hielt mich in einem großen Eskimodorfe der Cap Prince of Wales-Halbinsel (Alaska) auf, von wo aus ich

eine mehrere Monate dauernde Schlittensfahrt die Küste von Alaska entlang zu unternehmen gedachte. Da man bei einer längeren Schlittensfahrt immer mit dem Verlust mehrerer Hunde rechnen muß und ich überdies bereits eine stattliche Sammlung völkerkundlicher Gegenstände erworben hatte, die nach einer Station an der Südküste Alaskas transportiert werden sollten, so suchte ich nach Möglichkeit mein Hundrudel zu vergrößern. Unter den angekauften Hunden befand sich auch einer, der mir wegen seiner weißen Farbe besonders auffiel, und der mir bald wegen seiner nichts weniger als weißen Seele noch mehr auffallen sollte. Der Eskimo, der ihn mir verkaufte, wußte seine Tugenden nicht genug zu preisen, aber kaum hatte ich das Tier einen Tag in meinem Besitz, so merkte ich, daß ich von dem biedereren Eskimo gründlich übers Ohr gehauen worden war.

Schon im ersten Dorf, in dem ich übernachtete, fraß er mehrere Kajaks (Fellboote) an, obwohl sie für ihn kaum erreichbar auf hohen Gestellen lagen. Natürlich mußte ich den Besitzern der Boote reichlichen Schadenersatz leisten.

Beim Schlittenziehen beobachtete er mich aufs genaueste. Merkte er, daß ich den Blick von ihm wandte, oder sah er mich mit meinen Reisegefährten sprechen, so zog er gar nicht: fühlte er sich aber beobachtet, so tat er, als zöge er den Schlitten ganz allein. Sein Freiheitsdrang war ganz unbändig. Wir konnten ihn des Abends noch so fest anpflocken, am nächsten Morgen waren wir sicher, ihn, seiner Fessel ledig, umherstreifen zu sehen. Während der Nacht zog er auf Raub aus, und nichts, das nur irgend genießbar, war vor seinen Zähnen sicher. So hatte ich einst meine Seehundsfellstiefel auf einer Stange vor dem Zelt zum Trocknen über Nacht aufgehängt. Am nächsten Morgen waren die Stiefel spurlos verschwunden, indes die Stange

umgeworfen vor dem Zelt lag. Zuerst glaubten wir, der Wind habe die Stiefel davongeführt, und suchten allenthalben. Doch bald schwand jeder Zweifel, als wir die aus Hanf gedrehten Schnürbänder nicht weit von dem Zelte im Schnee fanden. Mein „Vielfraß“ hatte sie sich mitsamt dem darin befindlichen Heu zu Gemüte geführt, was sich auch äußerlich durch seinen geschwollenen Leib kundgab.

Einmal waren meine Eskimos auf Fischfang ausgegangen, und ich mußte daher die Hunde selbst füttern. Die trocknen Fische, die als Futtermaterial dienten, wurden in einem kleinen, auf Pfählen von drei bis vier Meter Höhe stehenden Vorratshaus aufbewahrt, zu welchem eine aus einem gehauenen Baumstamm bestehende, äußerst einfache Leiter hinaufführte. Ich hatte eben die gewöhnliche Menge von Fischen aus dem Hause geholt und war nun im Begriff, den eingekerbten, von den gierigen Hunden umlagerten Baumstamm hinunterzuklettern, als dieser anfing, sich zu drehen. Um nicht zu fallen, warf ich rasch die Fische hinunter, mit Ausnahme eines fetten Lachses, den ich mir selbst zum Mittagmahl bestimmt hatte und den ich in der Rechten hielt, während meine linke Hand den Treppenbaum krampfhaft umklammerte. Sogleich fielen die Hunde mit lautem Geheul über die Fische her, nur Vielfraß, der etwas Besonderes haben wollte und meine hilflose Lage für sehr geeignet hielt, sich für empfangene Schläge zu rächen, sprang und schnappte nach meinem Lachse und biß mich dabei mit seinen spitzen Zähnen derart in die Hand, daß ich einen vollen Monat lang einen Verband tragen mußte.

Nunmehr war ich seiner völlig überdrüssig und bot ihn, wohin ich kam, zum Verkauf an, und ohne ihn verkaufen zu können, mußte ich seinetwegen noch manchen Spott über mich ergehen lassen. Da beschloß ich, ihn in einem Dorfe

heimtückisch zurückzulassen. Doch umsonst, schon am nächsten Rastort hatte sich mein Vielstraß wieder bei uns eingefunden und verließ uns hinfort nicht mehr.

Aber es sollte noch schöner kommen. Unsere Reise führte uns nach dem hoch im Norden gelegenen Kogebuefund. Hier herrschte große Hungersnot. In dem ersten Dorf, in dem wir übernachteten, bestand der ganze Proviant der Bewohner aus einem großen, seehundsledernen Sack voll Tran, der in der Nähe des Dorfes im Schnee vergraben war. Unheil ahnend hatten wir über Nacht unserm Vielstraß die Schnauze mit Seehundsriemen zugeschnürt und ihn dann besonders fest angepflockt. Doch kaum graute der Morgen, so stürzte mit lautem Geschrei ein Eskimo-Weib in unser Haus.

„Weißer Mann, Hund hat Tranasack gefressen!“

Der Übeltäter war natürlich niemand anders als mein Vielstraß, der sich mit Geschick den Maulkorb zu lockern gewußt und sich an dem Tran gütlich getan hatte. Ich mußte den Eskimos als Schadenersatz eiserne Fuchsfallen und zwei Stück weißer und blauer Leinwand geben und sie überdies auf unsern Schlitten mit nach Süden zu Stammesgenossen führen, weil sie sonst dem Hungertode preisgegeben waren.

Endlich wurde ich den Unglückshund aber doch los, und zwar auf folgende Weise. Auf unserer Reise nach Süden trafen wir eines Morgens einen Eskimo, der vor seinem Schlitten vier wohlgenährte Hunde laufen hatte. Er hielt sogleich an und fragte uns nach dem Woher und Wohin. Dabei fiel ihm meine blaue Schneebrille auf, die ich mir aus Europa zum Schutz gegen die Schneebblindheit mitgenommen hatte. Er wollte nun den Zweck dieser blauen Gläser wissen, und als ich ihm ihren Nutzen auseinandersetzte, äußerte er den lebhaften Wunsch, selbst eine solche

Schneibrille zu besitzen. Ich schlug ihm vor, mir einen seiner Hunde zu überlassen, wofür ich ihm den Vielfraß und die gewünschte blaue Brille geben wollte. Zum Glück hatte er noch nichts von den vielgerühmten Tugenden dieses Rackers gehört, und er ging vergnügt auf den anscheinend vorteilhaften Tausch ein. Kaum war aber der Eskimo mit unserm Vielfraß davongefahren, so trieben wir unsere Tiere zu größter Eile an, um nur so weit wie möglich aus dem Bereich des Unglückstieres zu gelangen. Ob ihm sein neuer Herr seine Untugend, nämlichlicherweise Felle und andere Leckerbissen zu verzehren, mit besserem Erfolg abzugewöhnen verstanden hat, habe ich leider nicht erfahren können.

Auf dem Wege zum Kogebuesund mußten meine Hunde viele Strapazen aushalten und tüchtig hungern. Drei Stunden hatte ich jeden Abend zu tun, um hohe Holzgestelle für die Schlitten zu machen. Ich mußte sonst fürchten, daß die Tiere mir alles Lederzeug in der Nacht auffressen würden. Ihre Füße fingen an zu bluten, und ich mußte mich selbst mit einspannen. Fische gab es nicht mehr zu kaufen. Die Bewohner hungerten selber. Erst in Hajuktulik konnte ich Futter kaufen, und meine Helfer durften sich hier an Heringen sattfressen.

Zum Glück stellte sich bald der Frühling ein, und an eine Schlittenreise war nun nicht mehr zu denken. Es war mir schmerzlich genug, ohne meine Hunde, zu Wasser meine Reise fortsetzen zu müssen, denn die Mehrzahl von ihnen gehörte noch zu jenem alten Stamm, der mich fast auf allen Schlittenreisen begleitet hatte. Tausende von englischen Meilen hatten wir zurückgelegt, und gar manches Mal hatten wir Not und Elend miteinander ertragen.

So frei ich auch von jeder Mühseligkeit bin, und so häufig ich auch auf der langen Reise meine vierbeinigen,

halbwilden Reisegefährten mit der Peitsche zu erhöhter Arbeitsleistung angetrieben habe, es rührte mich doch, zu sehen, welche Anhänglichkeit die Tiere gegen mich besaßen. Wie aufmerksam folgten sie allen unsern Bewegungen, als wir unser Gepäck von den Schlitten in die Boote verladen! Jedes Gepäckstück war ihnen bekannt wie mir selbst, und sie begleiteten es hinab zu den Fahrzeugen, indem sie es beobachteten. Als ich sie dann alle heranrief und streichelte — mir wurde der Abschied doch nicht ganz leicht —, sprangen sie an mir empor und leckten mir winselnd die Hände. Nun kam der schlimmste Augenblick, ich sprang ins Boot und ließ sie zurück. Einige von ihnen setzten sich ans Ufer, hoben die Schnauzen senkrecht in die Höhe und sandten ihre Klagen gen Himmel. Andere gebärdeten sich wie unsinnig und liefen, laut bellend, neben unserm Fahrzeug am Ufer entlang.

Ich muß bekennen, der Abschied von diesen unvernünftigen Tieren wurde mir schwerer als von manchem Menschen!

21. Erlebnisse am Amur.

Im Sommer 1884 begann ich in Petersburg meine große sibirische Reise. Bis Jekaterinenburg führte mich damals die Eisenbahn; dann ging es mit Pferd und Wagen oder mit Pferd und Schlitten quer durch Sibirien. Bald war ich in südlichen Gegenden, wo der Tiger am Waldrand lauert, bald war ich hoch oben, wo sich die weite Tundra dehnt.

Allerlei Gerüchte liefen vor uns her. Eine Zeitlang war ich mit meinem Dolmetscher und meinen eingeborenen Begleitern sogar als „Menschenfresser“ verschrien, die in ihrer geheimnisvollen Kiste eingesalzenes Menschenfleisch mit sich führten. Gar oft hielt man uns für Bradjagen (ent-

wichene Sträflinge). Schwierig war es, von den Eingeborenen völkereundliche Gegenstände zu bekommen. Ich mußte zu allerlei Ausflüchten greifen. So traf ich einmal einen Häuptling, der gar nicht verstehen konnte, was ich mit den Sachen wollte.

„Der weiße Zar hat mich zu euch geschickt, um Kleider, Hausgeräte, Götzenbilder, Waffen und alles, was ihr habt, für ihn zu kaufen.“

„Was will der Zar mit unsern gewöhnlichen Sachen, er hat ja viel schönere?“

„Vergiß nicht, Häuptling, der weiße Zar hat sich ein großes neues Haus gebaut, und in dem Hause soll alles von seinen Völkern aufbewahrt werden.“

„Warum?“

„Wenn andere Zaren ihn besuchen, will er ihnen zeigen, wie seine vielen Völker sich kleiden und wie sie leben.“ —

Besonders lange hielt ich mich am Amur auf, den ich im Spätsommer erreichte.

Mit einem russischen Dampfer fuhren wir den Fluß eine weite Strecke hinab. Der Offizier eines einsamen russischen Militärpostens schenkte mir ein ziemlich brauchbares Boot, das wir mit Proviant und Tauschartikeln beluden. Auf dem sommerlich stillen Wasser des Stromes schwammen viele bewaldete kleine Inseln. Hängebirken säumten die Ufer und ließen ihre Zweige im Wasser spielen. Noch hatte sich das Schmelzwasser nicht ganz verlaufen; die Uferweiden standen fast bis zur halben Höhe des Stammes im Wasser. Des Nachts schlugen wir aus Furcht vor Überfällen durch Bradjagen unser Lager auf den Inseln auf.

Mit dem Volke der Golden, das ich besuchen wollte, war ich noch immer nicht in Berührung gekommen. Eines

Tages wollte ich Enten schießen, entdeckte bei dieser Gelegenheit Spuren von Menschen und Hunden, denen ich neugierig folgte. Auf einer Landzunge erblickte ich endlich spitze Zelte aus Birkenrinde und auf dem Land lagernde Boote. Vorsichtig näherte ich mich der Wohnstätte. Plötzlich hatten mich die Hunde entdeckt, die sich wie rasend gebärdeten und mir an die Beine wollten. Der Lärm lockte die Menschen aus den Zelten. Einen kurzen Augenblick stuzten sie, dann rannten sie zurück, holten ihre langen mongolischen Gewehre, steckten die Aufleggabeln in die Erde, und im Nu waren 5 bis 6 Büchsenläufe auf mich gerichtet. Das war eine verdammte kitzlige Sache! Was nun? Blißschnell überlegte ich. Nur die Ruhe bewahren! Mochten die Hunde sich mit meinen Beinen beschäftigen, langsam und würdevoll schritt ich näher, erhob feierlich eine Hand und sagte laut: „Americanske Ludi!“ (Amerikanische Leute! So nannte man damals am Amur alle Nichtrossen.)

Sofort nahmen sie die Gewehre weg und gewährten mir Zutritt. Ich bin auch einige Tage dort geblieben und ließ mir von einem großen Goldendorf in der Nähe erzählen. Nachdem ich einen goldischen Dolmetscher und Ruderer angeworben hatte, brachen wir wieder auf. Als wir unser Ziel erreichten, ging ich mit meinem eingeborenen Dolmetscher an Land. Seltsam! Die Hütten waren alle leer. Im ersten Haus brannte noch das Feuer. Beim zweiten war es mir, als wenn eine Gestalt in den Busch huschte. Als ich mir die Gözenbilder auf den Veranden ansah, raschelte etwas im Grase, und unerwartet erhob sich ein Golde, den gespannten Bogen in der Hand. Schon fühlte ich den Pfeil in meinem Leibe. Meine Waffen waren im Boot geblieben. Sollte ich mich auf den Mann stürzen und ihm Pfeil und Bogen entreißen? Ein Sprung würde mir glücken, beim zweiten

aber der Pfeil mich treffen. Da hörte ich meinen Dolmetscher schreien: „Schieße nicht!“ Der Mann verstand ihn, man sah ihm an, daß er nicht recht wußte, was er tun sollte. So standen wir beide uns mehrere Minuten lang gegenüber. Dann drehte der Golde sich plötzlich um, rannte zum Ufer, sprang in ein Boot und hezte über den Strom. Am andern Ufer sah ich ihn im Wald verschwinden. Ich wußte sofort: er will Verstärkung holen. Wir mußten ihm zuvorkommen. Also auch zurück nach dem Boot. Da wir Segel setzen konnten und günstigen Wind hatten, kamen wir noch vor ihm in die große Ansiedlung. Kaum hatte mein Begleiter die Golden aufgeklärt, als der Flüchtende aus dem Walde hervorkam und bereits aus der Ferne seinen Warnungsgruß ausstieß. Seine Landsleute lachten ihn aber aus, und etwas beschämt schlich er von dannen. —

Im Februar 1885 kam ich von Sachalin zurück und besuchte nochmals die Völker am Amur. Wie ganz anders sah jetzt der Fluß aus! Im Herbst, wenn der Strom zuzufrieren beginnt, werden von den Kutschern an beiden Seiten des Weges in bestimmten Zwischenräumen Birken-, Weiden- oder Fichtenstämmchen ins Eis gesteckt, und die Schlittenstraße macht deshalb den Eindruck einer Allee.

Wie gefährlich in jenen Gegenden die schon erwähnten Bradjagen sind, erzählte mir ein befreundeter Pope. Eines Tages kam ein wahrscheinlich von Sachalin entwichener Sträfling zu ihm und bat um Unterkommen, weil sonst die bittere Kälte draußen ihn töten würde. Der Geistliche mochte den Mann nicht abweisen und wies ihm eine Schlafstelle auf dem großen steinernen Ofen an. Eines Abends nun, als der Pope vom Dampfbad nach Hause zurückkehrte, versetzte ihm der Fremdling vom Ofen herab einen Hieb mit einer Art. Zum Glück verfehlte der Schlag

sein wahres Ziel. Der halbe Ohrlappen mußte jedoch daran glauben, und die Wange bekam einen tiefen Riß. Ohnmächtig fiel der Russe hin. Inzwischen waren andere durch den Lärm aufmerksam geworden. Sie singen den geflüchteten Übeltäter wieder ein und überlieferten ihn einem Militärposten.

Im Sommer hatte ich einen Ruderer namens Jakoff gehabt. Mein Dolmetscher Iwan kam nun eines Tages aufgeregt zu mir und sagte: „Herr, ich habe unsern Ruderer Jakoff getroffen, aber er wollte mich nicht kennen, verleugnete uns.“ Ich ging sofort mit Iwan hin und erkannte den Burschen auch sofort wieder. Er war inzwischen „Schulmeister“ geworden und legte ein hochmütiges Benehmen an den Tag. Er war ganz entrüstet, daß auch ich ihn für meinen ehemaligen Ruderer hielt. Von andern hörte ich, daß der „Schulmeister“ für gewöhnlich betrunken sei.

Es war schon lange mein Wunsch, den Anzug und die Geräte eines Schamanen (Zauberpriesters) zu bekommen. Ein russischer Missionar hatte mir im Sommer versprochen, diese und andere Dinge zu besorgen. Bei Schneegestöber traf ich Ende Februar in der nördlichen Amurgegend ein. Der Missionar hatte angeblich vergessen, mir die Gegenstände zu verschaffen; aber er gab glücklicherweise die Einwilligung, daß mir in seinem Hause eine heilige Schamanenhandlung vorgeführt wurde. Natürlich mußte ich reichlich Speise und Trank stiften. Dann ging die Sache vor sich.

Der große Schamane hing den heiligen Vogel Kore, den ich bereits in meiner Sammlung hatte, in eine Ecke und hockte mit untergeschlagenen Beinen darunter. Dann setzte er mit großer Feierlichkeit seine große Mütze auf und zog seine Handschuhe an, die mit mystischen Figuren verziert waren. Darauf begann er im Rhythmus zu singen, erst leise, dann lauter, sich durch Trommelschläge begleitend.

Dabei warf er den Kopf hin und her, so daß die langen Fellstreifen der Mütze wild um sein Haupt flogen, das er derartig schüttelte, daß die Glocken an der Mütze ertönten. Die Priester der wilden Völker verstehen es sehr gut, durch ihren Gesang und ihre Gebärden die Zuschauer in eine unheimliche Stimmung zu versetzen; viel trägt dazu auch das Schlagen der Trommel bei. Als am Ende des Gesanges der Schamane seine Mütze abnehmen wollte, wurde sie, wie er sagte, von einem Geiste festgehalten; nur dadurch sollte sie heruntergebracht werden können, daß der Priester sich mit seinem Stabe tüchtig auf den Kopf und die Mütze schlug. Sie tun dies oft so heftig, daß die metallenen Schellen, die an der Mütze hängen, zerbrechen. Unser Freund schlug sechs- bis achtmal auf die Mütze, bis sie mit Gepolter herunterfiel. Nach der Vorführung wurden sämtliche Gegenstände sofort aufgehängt, weil es als Sünde gilt, sie auf dem Erdboden oder sonst irgendwo liegenzulassen.

Ich ließ alle Anwesenden fleißig mit Brantwein bewirten, wie es hier Sitte war, und alle waren bald in heiterer Stimmung. Sonst habe ich grundsätzlich nie etwas durch Alkohol zu erwerben gesucht; aber diesmal machte ich eine Ausnahme, weil die Schamanen sonst zu nichts zu bewegen sind und keine Kulthandlung vollführen, wenn sie nicht vorher das nötige Quantum Brantwein bekommen haben.

Nun kamen die Unterschamanen zum Tanzen. Der eine schnallte sich einen breiten Ledergurt um den Leib. An diesem hingen dicht nebeneinander längliche, tütenähnliche eiserne Röllchen, die an ihrer Spitze durchbohrt und so am Gürtel befestigt waren. Nun ergriff er die Trommel und begann den Unterkörper nach rechts und links zu drehen, so daß die eisernen Glocken im Takte der Trommel erklangen. So hüpfte er langsam unter einem Heidenlärm um das Haus

herum. Die Trommel bearbeitete er mit einem spatenähnlichen Schläger, der fast ganz mit Fell überzogen war. Er schlug bald stärker, bald leiser, mitunter auch gleichzeitig mit den Fingern von der Innenseite, so daß man ein doppeltes Trommeln hörte. Ab und zu schlug er auch nahe an der Kante, was den Laut abdämpfte, so daß es wie aus weiter Ferne erklang. Während des Tanzes dichtete er. Der eine Schamane richtete auf diese Weise ein Spottgedicht an den Popen, der, wie zu erwarten, kein Freund der Heidenpriester war. Bei dem Tumult im Sommer hatten Soldaten dem Schamanen die Trommel weggenommen; nun sang er, den Popen als Urheber der ganzen Unruhen hinstellend:

Ihr nehmt mir im Sommer die Trommel weg,
 deiga — deiga — deiga,
 Woran du, Väterchen, schuld gewesen bist
 tutu — tutu — tutu,
 Nun habe ich aber eine bessere Trommel,
 deiga — deiga — deiga
 usw. usw.

Nachher sagte der Missionar zu mir: „Ich wohne nun bald zwanzig Jahre am Amur, habe aber noch nie einen schamanischen Gottesdienst und diese Tänze gesehen, auch nie geglaubt, daß jemand es fertigbringen würde, von diesen Leuten ein Kostüm zu erhalten. Sie haben beides erreicht und von dem religiösen Leben der Amurvölker mehr gesehen als irgendein anderer Reisender.“

Am nächsten Morgen nahm ich Abschied. Swan ließ ich beim Popen zurück, der ihn weiter im russischen Glauben unterrichten wollte.

Mein neues Reiseziel war Korea, weit südlich der weißen Grenze.



Ein Schamane. (S. 126 ff.)
(Zauberpriester.)



Giljake auf Schneeschuhen neben einem „Selbstschuß“ für Bären.
(S. 134.)



Kohlenbergwerk auf Sachalin.

22. Streifzüge durch die Verbrecherinsel Sachalin.

U nfang Oktober 1884 kam ich in Nicolajewsk an der Mündung des Amur an. Ich hatte die Aufgabe, Feststellungen zu machen, ob zwischen den Ainos und Giljaken auf Sachalin in volkstkundlicher Hinsicht Ähnlichkeiten mit den Völkern gegenüber an der amerikanischen Küste beständen.

Als ich den Ort erreichte, sah ich auf einem Dampfer die deutsche Flagge wehen und ließ mich sofort an Bord bringen. Es war ein Lübecker Schiff, das nach Japan bestimmt war. Der Kapitän willigte ein, mein Boot mit Ausrüstung, meine beiden Dolmetscher und mich mitzunehmen und uns an der Küste von Sachalin wieder landen zu lassen. Er betonte jedoch gleich, daß er uns nach Japan mitnehmen müsse, wenn eine Landung des Sturmes wegen nicht möglich wäre. Ich konnte dagegen nichts einwenden und vertraute auf mein Glück. Mein Boot wurde in den Davits hochgehievt und an der Seite gehörig festgemacht.

Leider war es mir nicht gelungen, Giljaken als Ruderer anzuheuern. Sie hatten zuviel Respekt vor den Herbststürmen und vielleicht noch mehr vor der unwirklichen Insel mit ihrer teilweise recht zweifelhaften Bevölkerung. Meine beiden Dolmetscher trösteten mich und meinten, sie würden zur Not wohl rudern können. Iwan hatte auf der Fahrt auf dem Amur schon immer vom großen Meer geschwärmt, das zu sehen sein Lebenswunsch war.

Zunächst liefen wir auf Sachalin eine Kohlenstation an, um die schwarzen Vorräte zu ergänzen. Hier machte ich nun zum erstenmal Bekanntschaft mit den Verbrechern, von denen damals alljährlich etwa 2000—3000 Mann nach

dem Verbannungsort geschickt wurden, um in den Kohlenbergwerken hart zu arbeiten.

Die Männer mußten in eisernen Körben die Kohlen nach dem auf der offenen Reede schaukelnden Schiff bringen. Auf der Schute und auf dem Dampfer waren Soldaten mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett, um eine Flucht und ein Verstecken im Dampfer zu verhindern.

Durch irgendeinen unglücklichen Zufall fiel nun einer der eisernen Körbe hoch oben vom Deck in die Schute nieder und erschlug einen der Verbrecher. Seine Kameraden räumten sofort den Korb weg, richteten den Unglücklichen auf und sahen ihm in die Augen.

Vom Deck des Dampfers schrie der Aufseher: „Ist er tot?“
„Ja, Herr, Nummer 21 ist tot.“

Die Kameraden faßten nun den jäh Getöteten bei den Füßen und Armen, schleppten ihn hinten in die Schute, legten ihn in eine Ecke, bedeckten sein Gesicht mit einem halbzerrissenen Kohlen sack und gingen schweigend wieder an die Arbeit.

Ich hatte mir den Unfall vom Deck aus mit angesehen und war wohl der einzige, der dem armen Kerl einen stillen Abschiedsgruß sandte...

Unser Dampfer nahm Kurs nach Süden, und es sah wirklich aus, als wenn wir doch einen Abstecher nach Japan machen sollten. Ich untersuchte mit dem Glas den weißen Brandungsgürtel, nirgends ein Durchlaß. Als ich jedoch am andern Nachmittag wieder auf der Brücke stand und Ausschau hielt, entdeckte ich eine kleine Flußmündung.

„Räppen, stoppen! Hier will ich an Land.“

Der Dampfer drehte bei, wir drei stiegen ins Boot und ließen uns langsam nach unten sieren. Alle Mann mußten zugreifen, damit wir nicht an der Schiffswand zerschellten.

Das Manöver glückte, wir kamen vom Dampfer frei, und die Schiffsbesatzung brachte ein dreimaliges Hurra aus. Wir dankten und ruderten der Einfahrt zu. Die Sonne wollte gerade im Tartarischen Meer zur Ruhe gehen. War unser Vorhaben nicht ein wenig tollkühn?

Vor der Mündung lag eine Barre, auf der sich die schaumgekrönten Brandungswellen türmten. Ich saß am Steuer, suchte die verhältnismäßig ruhigste Stelle aus und wagte es. Glücklicherweise kamen wir auch hinüber, erreichten ruhiges Wasser und konnten bald am Ufer unser Zelt errichten.

Still schauten wir den entschwindenden Lichtern des Dampfers nach. Würden wir jemals ein europäisches Schiff wiedersehen? Dunkel lag die Zukunft vor uns. Überall hatte man es an Warnungen vor den entwichenen Verbrechern nicht fehlen lassen.

Meine Karten waren ganz ungenau, ich ging daher auf Entdeckungsfahrten aus, fand auch bald eine leere Hütte, rundherum aber frische Bärenspuren. Als ich zurückkam, ließ ich ein Feuer anzünden, und dann setzten wir uns im Halbkreis um die wärmenden Flammen. Duster und geheimnisvoll stand rings umher der Wald, der voller Bären sein sollte. Am Strande lag reichlich Treibholz, die ganze Nacht loderte zum Schutz das Feuer. Jeder von uns schlief aber mit dem Gewehr im Arm und den Revolver griffbereit neben sich. Aber weder Bradjagen (entlaufene Verbrecher), noch Bären störten unsere Ruhe.

Am andern Morgen war herrliches Wetter, und wir ruderten an der Küste entlang nach Süden. Das Wasser wimmelte von Seehunden, die scheinbar kein Boot kannten, sich neugierig hoch aus dem Wasser reckten und uns mit ihren großen, treuen Augen verwundert anschauten.

Gegen Mittag sichteten wir endlich das erste Anodorf.

Raum waren wir aber gelandet, da schossen uns schon die bissigen Köter zwischen die Beine. Mit Knüppeln mußten wir uns einen Weg zu den Hütten bahnen. Irgendwo stieg Rauch empor, und wir gingen darauf zu. Drinnen fanden wir vier Frauen, sichtlich zu Tode erschrocken. Flehentlich erhoben sie die Arme, sie zitterten am ganzen Körper. Zuerst sprachen wir Russisch, dann redete mein Dolmetscher sie in der Sprache der Golden an, der andere auf Giljakisch. Da sie aber von allem nichts verstanden, nahmen wir unsere Zuflucht zur internationalen Gebärdensprache. Nun begriffen sie endlich, daß wir sie nicht töten, sondern nur an ihrem Feuer Essen kochen wollten. Der Weg zum Boot, um alles zu holen, erforderte aber wieder einen erbitterten Kampf mit den gräßlichen Kötern. Den Frauen und ihren Kindern schenkte ich Tee, Butterbrote und Zwieback, und nun wurden sie ganz vertraut und machten mir durch Zeichen verständlich, daß ihre Männer nach dem Süden auf Fischfang gefahren seien.

Am andern Tage begegneten uns auf der Weiterfahrt auch die Männer, die Lachse und Forellen gefangen hatten. Die Kerle waren überaus groß und kräftig, ihr Gesicht fast ganz vom Bart verhüllt. Einer hatte an der linken Backe eine riesige Narbe, ein Andenken vom Kampf mit einem Bären. Gegen Tabak tauschten wir von ihnen Fische ein, aber mein Angebot, als Ruderer mitzugehen, lehnten sie entschieden ab.

Am dritten Tage unserer Fahrt kamen wir in ein größeres Dorf und trafen hier ein Halbblut, das Russisch konnte. Ihm verdankten wir es, daß wir endlich Ruderer bekamen. Ferner konnte ich durch seine Vermittlung auch einen Webstuhl und Halbgewebe kaufen. Voll Freude wollte ich meine Sachen nach dem Boote tragen, aber plög-

lich umringten mich schreiend und gestikulierend alle Weiber. Was hatten sie vor? Mein neuer Giljaken-Dolmetscher klärte mich auf. Mit einem Webstuhl aufs Meer zu fahren, bedeutet, den Sturm heraufbeschwören. Die neuen Ruderer schrien mir auch bereits die Kündigung ins Gesicht. Es kostete unendliche Mühe, die Leute zu beruhigen. Vielleicht hielten sie mich für einen mächtigen Zauberer, genug, ich erreichte endlich doch, was ich wollte und fuhr weiter.

Die Küste war von hier ab voller Risse, und man mußte, um nicht zu scheitern, außerhalb fahren. Ich hatte Pech, es überfiel uns Sturm, und nun kamen die Leute wieder mit ihrem Webstuhl. Immer höher steilten sich die Wogen und brachen sich donnernd an den Riffs. Trotz aller Anstrengungen kamen wir kaum weiter. Wo war eine Durchfahrt? Oder sollten wir alle zugrunde gehen?

Ein Uino behauptete jedoch, es würde wohl bald eine Öffnung im Riff kommen. Und er behielt recht. Wir kamen an Land, aber die Küste war steil. Unten am Strand konnten wir des steigenden Wassers wegen nicht bleiben, entdeckten einige Meter höher aber einen tafelförmigen Platz. Mühevoll wurde alles an Seilen nach oben befördert, zum Schluß auch das Boot, das unten zu zerschellen drohte. Oben war jedoch der Platz so beengt, daß an ein Aufstellen des Zeltes gar nicht zu denken war. Dicht aneinandergedrängt fanden wir kaum Platz zum Niederlegen. Zum Glück fand mein Golde etwas höher in einer Felspalte einen Rest Regenwasser. So konnten wir uns wenigstens Kaffee kochen. Der Sturm hielt mehrere Tage an, und wir mußten auf dem ungemütlichen Platz weiter ausharren.

Als wir unser „Gefängnis“ endlich wieder verlassen konnten, setzten wir die Bootsfahrt fort und kamen zu einem andern Uinodorf. Der Hunde wegen errichteten wir jedoch

das Zelt in gehöriger Entfernung von den Hütten. Der Sturm kehrte zurück, und ich blieb einige Tage. Die Ainos erzählten immer wieder von den vielen braunen Bären in den Wäldern, und darum beschloß ich, mit einem ortskundigen Führer auf Bärenjagd zu gehen. Diesen Mann mußte ich der vielen „Selbstschüsse“ wegen unbedingt mitnehmen.

Zum erstenmal sah ich solche Einrichtungen, und ich muß bekennen, sie waren kunstvoll erdacht. Ein mittelstarker Baum wird einen Meter oberhalb des Bodens abgehauen, der Stumpf dann zerspalten, so daß ein Bogen hineingeklemmt werden kann. Am Bogen wird waagerecht ein Brettchen angebracht, auf das man den Pfeil legt. Am nächsten Baum befestigt man ferner einen hölzernen Abzug. Dann haut man eine Waldschneise, so daß der Bär gerade auf den Pfeil hinsteuert. Dann spannt man den Bogen und bringt quer über die Schneise eine dünne Leine an, die mit dem Abzug in Verbindung steht. Kommt der Bär nun ahnungslos daher, dann berührt er mit der Brust die Querleine, und der Pfeil faßt ihm ins Blatt. Für gewöhnlich bleibt das Tier auf der Stelle liegen.

Mit meiner Bärenjagd hatte ich jedoch kein Glück, darum versuchte ich es am nächsten Tage mit dem Lachsfang. Ich fing allerlei und konnte unsern knapp gewordenen Vorrat ergänzen. In den Nächten umkreisten Bären wiederholt unser Zelt, aber es war zu dunkel, um zum Schuß zu kommen. Auch war eine Verfolgung eines angeschossenen Bären wegen der Selbstschüsse zu gefährlich. Die Ainos erzählten uns, daß sie im Herbst häufig Bären zwischen den Hütten schossen, die es auf ihre Hunde abgesehen hätten.

Als das Wetter besser wurde, brach ich mein Zelt ab. Die Tage waren unruhig, die See ging hohl, unser nicht sehr seetüchtiges Boot machte uns Kummer. Meine Ainos

kamen nun mit allerlei Zauberkräutern, um die Meergeister zu beschwören. Als wir ein Vorgebirge umfuhren, rollte einer ein Tabakblatt zu einem Knäuel, warf es in den Wind und murmelte Gebete. Mir war schon aufgefallen, daß meine Ruderer einige ungeschälte Weidenknüppel mit an Bord genommen hatten. Als wir einst wieder an eine kritische Stelle kamen, zog ein Uino sein Ruder ein, nahm den Knüppel und ein Messer und zerfranzte ihn an einigen Stellen, dabei immer Gebete murmelnd. Diese Opferstöcke traf ich später mehrfach an.

Allmählich kamen wir dem Süden näher. Tag für Tag bekamen wir nun Walfische, sogenannte Nordkaper, zu Gesicht, manchmal kamen sie so nahe an das Boot heran, daß ich ihnen mit einer Stange einige Püffe versetzte. Dann schwammen sie immer schnell davon. Ferner passierten wir in etwa 200 Meter Entfernung vom Lande einen dicht mit Seelöwen und einigen Seebären besetzten flachen Felsen. Meine Revolvergeschüsse beunruhigten sie aber keineswegs, dagegen erhoben sie, wohl aus Protest, ein so ohrenbetäubendes Geheul, daß wir unsere Anstrengungen verdoppelten, um aus dieser Lärmecke zu kommen.

Die Uinos verehren diesen Wal, der häufiger große Wale angreift, wie eine Gottheit und erzählen sich folgende Sage:

Einst lebte an der Westküste von Sachalin ein Häuptling, der die schönste Tochter der ganzen Gegend hatte. Das Mädchen hatte viele Bewerber, sogar die japanischen Fischer kamen im Sommer und buhlten um ihre Gunst, aber sie wies jeden ab. Den Vater verdroß dies, und eines Tages kam er mit Bitten und Drohungen, sie solle sich endlich einen Mann aussuchen. „Ich habe schon längst gewählt, Vater.“ „Und ohne mein Wissen und meine Einwilligung!

„Wer ist es denn?“ „Ein Gott.“ Da befiel den Vater ein Schreck, und er drang nicht weiter in sein Kind.

Als das Mädchen eines Tages nach dem Strand gegangen war, kehrte es nicht zurück. Alle Nachforschungen blieben auch ergebnislos. Jahre vergingen, und man hatte die Geschichte schon fast vergessen.

Als der Vater nun eines Tages am Ufer fischte, näherte sich majestätisch ein Wal der Küste. Auf dem Rücken saß rittlings seine Tochter, einen Knaben im Schoß. „Vater, erschrick nicht, ich bin deine Tochter, und das ist mein Mann. Wir kommen, um dich zu besuchen.“

Der Häuptling rief nun alle Verwandten herbei und feierte mit ihnen ein Fest. Der Wal wurde für eine Gottheit erklärt und sein Weib heiliggesprochen. Später brachte man beiden auch Opfern dar. Aber der „Staurwal“ vergaß seine Verwandten nicht. Draußen in der freien See fiel er große Wale an und tötete sie. Der Sturm trieb sie dann an den Strand, wo die Ainos sie unter Jubel als Brautgeschenk („Kalum“) verzehrten. Große Festlichkeiten begleiteten diesen Schmaus, den zahlreiche „Saki“ (Brantweinschnäpfe, von den Japanern gekauft) noch verschönten...

Bei gutem Wetter erreichten wir endlich Kap Crillon an der Südspitze. Ein Leuchtturm zeigt hier den Schiffen den Weg. Der Wärter und sein Gehilfe nahmen uns gastlich auf. Auch einige Soldaten waren hier stationiert, die gern halfen, unser Boot hoch auf den Strand zu ziehen. Meine Giljaken lohnte ich hier ab und reiste nur mit meinen Dolmetschern weiter. Schon hatte uns der Frost gefunden, und die ruhige See bedeckte bereits eine Eiskruste. Wir konnten nicht mehr rudern, sondern mußten vom Ufer aus mit Seilen ziehen. Ununterbrochen waren meine Leute naß,

und wir mußten rasten und Feuer machen. Immer beschwerlicher wurde die Reise, und manchmal sah ich, wie den Braven Tränen über die Backen rannen. Gott sei Dank! wir erreichten endlich Korsakoff (Korsakowsky), wurden vom Kommandanten freundlich empfangen und bekamen in der Kaserne leidliche Quartiere. Fast täglich war ich Gast beim russischen Obersten oder beim deutschen Kaufmann. Beide halfen mir, meine Schlittenfahrt vorzubereiten. —

Die klimatischen Verhältnisse in Alaska und Sachalin sind nicht sehr verschieden, und doch ist zwischen dem Hundeschlitten beider Gegenden ein wesentlicher Unterschied, nicht nur im Bau, sondern auch in der Bespannung. Der sibirische Schlitten ist fest und schmal, besonders geeignet, die meilenlangen Wälder zu durchqueren oder einen Weg zwischen den getürmten Eisschollen zu finden. Die Bespannungshunde sind auch von den Eskimohunden ganz verschieden, und sie haben mir noch mehr Kummer bereitet, als meine vierbeinigen Begleiter von Alaska. Die seltsame Iris im Auge fiel mir ganz besonders auf, und Golden als auch Giljaken erzählten mir mehrfach, daß die Hündinnen sich Jahr für Jahr in erheblicher Anzahl mit Wölfen paaren. Daher auch wohl ihre Wildheit. Sobald ich an meinen eigenen Gespannen vorbeiging, machten die Biester einen Angriff auf meine Beine, und nur meine Fellhosen schützten mich vor ernstlichen Verletzungen. Die Hunde werden nicht mehr paarweise an das Zugseil angeschirrt, sondern abwechselnd in gehörigem Abstand rechts und links. Das Gespann kann sich nun besser durch das Baumgewirr winden, auch ist das gegenseitige Beißen so unterbunden.

Der Schlitten wird mit Proviant und sonstigen Sachen kunstvoll gepackt und alles mit einer Decke aus Leinwand oder zusammengenähter Lachs- oder Karpfenhaut bedeckt.

Der Kajor (Schlittenführer) sitzt tief vorn rittlings auf dem schmalen Schlitten und lehnt sich mit dem Rücken gegen die hochgetürmte Belastung. An den Füßen trägt er kurze Schneeschuhe und hat in jeder Hand Bremsstöcke, deren Eisenspitze er durch den Schnee treibt und so jeden Schlitten zum Halten bringen kann.

Da ich den Reiseschlitten für mich sparen wollte, suchte ich mir oben auf der Ladung ein Plätzchen. Dann ging die Fahrt los. Bald kamen wir in den Wald, und nun begann der Tanz. Bald schlingerte der Schlitten und haute recht kräftig gegen einen Stamm, bald hieß es für mich, Beine in acht nehmen und gut festhalten. Tief hingen die Zweige herunter, und ich mußte mich fortwährend verbeugen. Mehr als einmal streifte mich ein Ast unsanft von meinem Sitz, und ich lag hinter dem Schlitten im Schnee. Mein Führer war, wenn ich mich wieder aufgerichtet hatte und ihn anrief, manchmal schon einige hundert Meter weiter, und ich mußte ihn durch Rufen und Schreien zum Halten bringen. Es fiel ihm gar nicht ein, umzukehren, sondern er wartete nur auf mich. Für gewöhnlich belegte er mich dann auch noch mit allerlei schmeichelhaften Namen. Zum Glück verstand ich ihn nicht.

An der Ostküste von Sachalin stieß aber auch meinem erfahrenen Führer einmal Mißgeschick zu. Durch die verschiedene Höhe der Flut hatte das Eis am Ufer eine terrassenförmige Schichtung erhalten. Eines Tages ging nun die Fahrt auf einem solchen Eisrand flott vonstatten, plötzlich wurde die Fahrbahn aber schmal, und die Hunde sprangen auf die tiefere Eisschicht. Der Schlitten machte natürlich einen Sprung, und mein Lenker purzelte von seinem Sitz, brach einen Schneeschuh und ein Schienbein. Ich hatte von meinem höheren Sitz das Unglück kommen

sehen und hatte mein schon oft geübtes Kunststück angewandt und mich vom Schlitten gleiten lassen.

Glücklicherweise war es nicht mehr weit zum nächsten Minodorf, wo der Kommandeur des russischen Militärpostens, Leutnant Iwanoff, meinem Kajur das Bein kunstgerecht verband, auch dafür sorgte, daß ich einen neuen, diesmal etwas freundlicheren Lenker bekam.

Ich hatte nun schon früher einen Giljaken nach dem Norden Sachalins gesandt, um Schlitten und Hunde für die Weiterreise zu mieten. Der russische Gouverneur brauchte auch zwei Gespanne, um die Post nach dem Norden zu befördern. Ich blieb zunächst über Weihnachten bei den Russen. Inzwischen setzte auch starker Frost ein, und es war Aussicht, übers Meer zu fahren. Am 7. Januar langten meine fünf Gespanne endlich an, der Gouverneur stellte zwei, außerdem gesellten sich noch einige Giljaken mit ihren Schlitten zu uns, um in unserm Geleite nach dem Norden zu kommen, denn zum Schutze der Post gingen der Leutnant und noch einige Soldaten mit. Die Soldaten wurden zugleich auch als Lenker verwendet. Es ist gut, wenn man in jenen Gegenden unter sicherem Geleit fährt, denn — wie schon betont — wird man gar zu leicht von den entlaufenen Verbrechern, die in irgendeinem Schlupfwinkel wohnen, der Lebensmittel und vor allen Dingen der Waffen und Kleider wegen, überfallen.

Gar bald berührten wir die erste Verbrecherniederlassung. Die Bewohner eilten herzu und baten um Beförderung ihrer Post, die nach der Heimat sollte. Der Leutnant und ein Unteroffizier lasen zunächst jeden Brief sorgfältig durch, dann kamen sie zur übrigen Post.

Ich war froh, daß wir diese Gegend bald verlassen konnten, denn unsere Hunde lebten in stetem Kampf mit

denen der Siedler, auch machten unsere Biester immer wieder Versuche, in die Viehställe zu kommen, um zu morden. In einer Nacht hatte sich ein losgerissener Köter schon halb durch die Bohlentwände des Stalles hindurchgefressen, als die Wache ihn ertappte.

Als wir an die Ostküste kamen, hatte der Sturm das Küsteneis aufgebrochen und ins offene Meer getrieben. Da die Uferstrecken nun alle mit Busch und Wald bestanden waren, blieb uns nichts anderes übrig, als wieder auf den vom Wellenschlag gebildeten Eisterrassen zu fahren. Wir schossen erneut manchen Purzelbaum, und die gebrochenen Schneeschuhe nebst geschrammten Gliedmaßen machten den Lenkern manchen Kummer. Einmal flog ein Schlitten sogar, sich überschlagend, mit Hunden und Kajur ins Wasser, und wir hatten zu tun, alles wieder aufs Trockene zu bekommen.

Die Kälte nahm zu, wir maßen schon — 20 Grad Reaumur. Der Wind hatte die Schollen wild übereinandergestürmt, förmliche Eisbarrieren sperrten uns den Weg. Die Hunde wurden schlapp, und manchmal mußten wir wechseln: wir mußten sie ziehen. Sehr oft mußten wir auch tagsüber haltmachen, die Männer in den Wald schicken, um Bäume zu fällen, aus denen wir dann eine schiefe Ebene machten und mühselig unsere acht Gespanne auf den steilen Eisrand zogen. Nur mühsam kamen wir weiter und bogen darum vom Eis ab in den Wald. Hier lag der Schnee jedoch so hoch, daß die Schneeschuhläufer den Hunden erst eine Fahrbahn festtreten mußten.

Kam der Abend, dann suchten wir uns im Walde einen Ruheplatz, möglichst geschützt vor dem eisigen Wind und in der Nähe abgestorbener Bäume. Eine Abteilung schaufelte mit Schneeschuhen ein Loch in den Schnee, das dann mit Lannenzweigen belegt wurde, andere schleppten Brennholz

herbei, noch wieder andere machten auf ähnliche Weise jedem Hund, der aber das Geschirr anbehalten mußte, ein Lagerloch. Die Schlitten mußten jedoch hoch in die Bäume gebracht werden, sonst hätten die Biester sie bis auf das Holz und die Eisenteile verzehrt. Mitten im Lager wurden Baumstämme übereinandergeschichtet und dann von mehreren Seiten angezündet. Dann setzten wir uns um das Feuer, aßen mit großem Appetit unser Essen und tranken dazu guten Tee. Hinterher wurden dann alle Tagesereignisse gründlich besprochen und neue Pläne erwogen. Dann legten wir uns dicht am Feuer nieder, brieten an der einen Seite, froren jedoch an der andern. Immer wieder sprangen von dem frischen Holz Funken zu uns hinüber, und unsere Fellkleider waren bald betupft mit Brandstellen.

Wir konnten nur deshalb sorglos schlafen, weil der Leutnant Wachen ausstellte, die auch unser Lagerfeuer in Brand zu halten hatten. Zuweilen nächteten wir auch in Alinothütten, da sie aber klein und elend waren, auch das Anzünden großer Feuer nicht zuließen, waren wir am liebsten draußen.

Eines Tages kamen wir an ein Vorgebirge. Wir überlegten uns, ob wir es zu Lande umgehen oder ob wir den Weg von einem Kilometer übers Wasser wagen sollten. Aber woher ein Boot oder ein Floß nehmen? Schließlich beschlossen wir, uns im Walde Birkenstangen zu schlagen und das nicht sehr tiefe Wasser auf einer Eisscholle zu befahren. Am Ufer lagen kleinere Schollen. Unsere Alinos sprangen geschickt von einer zur andern und lockten die Hunde, die willig folgten. Natürlich nahmen Gespann und Schlitten recht oft ein unfreiwilliges Bad. Endlich waren wir am offenen Wasser und suchten uns nun eine große Scholle als „Fähre“ aus, um das Vorgebirge zu umschiffen.

Das Wagestück gelang uns wirklich, und nach einigen Stunden landeten wir drüben am Eise der Bucht. Zunächst hatten wir wieder glatte Bahn. Doch dann versperrte uns von neuem ein Schollengebirge den Weg, und wir mußten wie früher mühsam Hunde und Schlitten auf die Eishügel hinaufziehen und auf der andern Seite wieder hinunterlassen. So kamen wir nur langsam weiter, in etwa 14 Stunden (ein Tagesmarsch) ebenso viele Kilometer.

Der Proviant für die überaus angestregten Tiere ging dazu auf die Neige, sie froren und hungerten. Deshalb waren wir froh, endlich wieder ein Minodorf zu erreichen. Aber wir fragten vergeblich nach getrockneten Fischen. Da die Minos im Sommer bei den Japanern fischen, haben sie keine Zeit, für sich und ihre Hunde genügend Vorrat zu sammeln, und deshalb hungern sie alle beide.

Wenn die Eisverhältnisse sich auch besserten, unsere Lage war keineswegs rosig. Leutnant Iwanoff war so unglücklich vom Schlitten geflogen, daß er eine Gehirnerschütterung davongetragen hatte. Wir mußten ihn deshalb zur Militärstation Korsakoff zurückschicken. Ein Mino hatte ferner ein Bein gebrochen, sein Freund einen Finger, ich selber litt an einer Fußverletzung. Zum Glück trafen wir auf dem glatten Eise bald Seehundsjäger, von denen wir Vorräte bekamen.

Endlich erreichten wir wieder einen russischen Militärposten, der einige Verbrecher als Holzfäller und Wasserholer beschäftigte. Unter diesen war ein Deutsch-Russe aus dem Baltikum, mit dem ich mich unterhalten konnte. Menschen und Hunde hatten ehrlich einige Ruhetage verdient.

Zufällig waren hier auch einige Drokos (vom großen Stamm der Tungusen), die mit ihren zahmen Rentieren vom Festlande herübergekommen waren, um auf dem men-

schonleeren mittleren Teil von Sachalin zu nomadisieren. Von diesen Leuten handelte ich bald einige Rentierschlitten nebst Tieren ein, da ich schnell an die Westküste gelangen wollte. Meinen Dolmetscher Iwan beauftragte ich, mit den Hunden voranzufahren, weil es eine Unmöglichkeit ist, mit Rentieren und Hunden zugleich zu reisen.

Ich kannte von Lappland her das Fahren mit Rentieren. Zuerst folgte ich einem Flußlauf und kam schnell vorwärts. Der Schlitten war auch leicht, da ich nur wenig Proviant und meine Schlafdecken verstaut hatte. Mittags machte ich für gewöhnlich Rast und spannte die Tiere aus, damit sie sich selber mit den breiten Hufen Moos freischarren. Man muß allerdings scharf aufpassen, daß die Tiere nicht zu weit weglaufen. Einmal hatten sie sich jedoch so weit entfernt, daß ihr Besitzer, der mich begleitete, einen ganzen Tag auf die Suche gehen mußte.

Tag für Tag legten wir etwa 30, höchstens 40 Werst zurück, übernachteten fast immer bei den schon erwähnten Drokos, deren Zelte aus gegerbtem Rentierfell ziemlich warm waren, bedeutend angenehmer als die aus Birkenrinde und Holzerrichteten kümmerlichen Uinohütten. Die Leute bewirteten mich in ihrer gastfreien Art mit frischgekochtem Rentierfleisch oder Rentierzunge. Da sie aus der Gegend des Baikalsees herübergekommen waren, sprachen sie auch leidlich russisch.

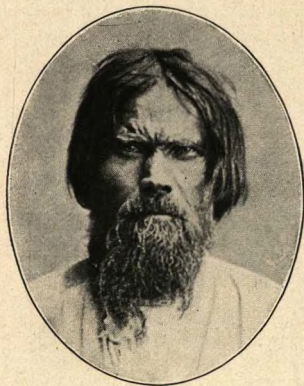
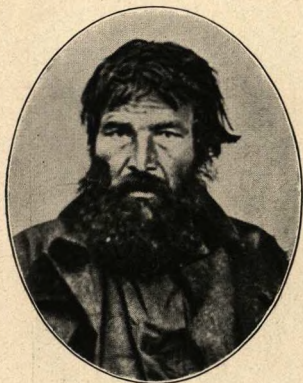
Schließlich hatte ich Nordsachalin überquert und kam wieder bei den Verbrechersiedlungen an, wo ich meinen Iwan mit den Hundeschlitten glücklich antraf. Ich lohnte nun meine Drokos mit den Rentieren ab, da ich mit meinen Hundeschlitten die Reise fortsetzen wollte.

Bei dieser Gelegenheit habe ich mir solche Verbrecherkolonien einmal näher angesehen, mir auch von dem russischen Beamten dort, bei dem ich wohnte, manches er-

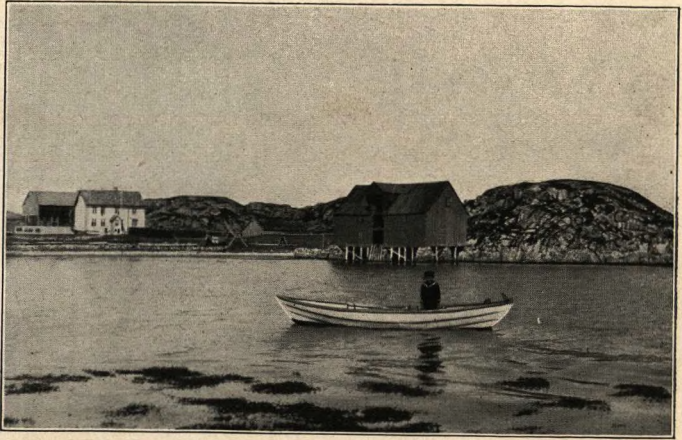
zählen lassen. Später traf ich bei Nicolsk auch Fritz Dörries, der mit seinem verstorbenen Bruder zusammen hier Insekten sammelte, später lange Jahre wieder für Carl Hagenbeck in Ostsibirien weilte und nun in Stellingen mein Nachbar ist. Auch ihm verdanke ich manche interessante Einzelheit über diese Verbrecher.

Diese Verbannten stammen meistens aus dem Sammelgefängnis in Tümen. Die Gefangenen, denen die Haare an der rechten Seite wegrasiert sind, kommen durch einen vergitterten Gang auf den Dampfer oder auf eine übergitterte Schute. Am Ufer spielen sich manchmal herzerreißende Szenen ab, denn nur in Ausnahmefällen dürfen Frauen und Kinder mit in die Hölle von Sachalin. Ich habe allerdings zwei Verbrecherfamilien besucht, die sich ein ganz behagliches Heim erarbeitet hatten. Es waren ehemalige Donkosaken, die daheim ein schweres Verbrechen verübt hatten. Mein Freund Dörries sah auch auf dem Dampfer, der ihn nach Sachalin brachte, einige Weiber und Kinder, die später von der Regierung verpflegt wurden.

Am Jablonowoigebirge an der mongolischen Grenze traf er einmal einen von Sachalin entwichenen Verbrecher, über den er mir folgendes erzählte: „Beim Fang nach einem Hochgebirgsfalter stand plötzlich ein Urwaldmensch vor mir. Auf mein Befragen, was er treibe, woher er komme, wie lange er schon in der Wildnis lebe, entgegnete er mir: ‚Wenn du hast, dann gib mir zuerst etwas Brot, seit zwei Monaten habe ich nichts gesehen.‘ Als ich ihm zu essen gab, fing er langsam an zu erzählen: ‚Ich war Soldat in Moskau, unser Hauptmann bestrafte viel und ungerecht. Wir lösten mit Papierkugeln, mich traf die schwarze. Eines Morgens, als wir zielen mußten, schosß ich den Mann vom Pferde. Er war aber nicht tot, ge-



Von Sachalin entlaufene Sträflinge.



Risö mit Kapitän Jacobsens Geburtshaus. (S. 149.)



Schären vor Risö. (S. 149.)
(Eigentum der Familie Jacobsen.)

sundete wieder, mich sandte man nach Sachalin in die Kohlengruben. Nach Jahren gelang mir die Flucht, ich verbarg mich bei den Ainos, aber man fing mich wieder, und ich bekam 50 Peitschenhiebe. Wiederum vergingen Jahre. Mit acht Mann verabredeten wir einen Fluchtplan. Es war eine stürmische Nacht, als wir, am Strande angekommen, einen japanischen Fischer zwangen, uns an die asiatische Küste zu bringen. Die Fahrt glückte. Unter unsäglichen Beschwerden kamen wir nach 14 Tagen zu Giljaken am Amur. Hier raubten wir Bogen und Pfeile und konnten so etwas Wild erlegen. Die meiste Zeit lebten wir aber von gestohlenen Lachsen und wilden Beeren. Zwei Jahre irrten wir umher. Alle meine Freunde habe ich nach und nach verloren, meistens sind sie im eisigen Winter erfroren. Auch ich bin am Ende... alles andere, nur nicht wieder nach Sachalin. Die 150 Stockhiebe, die meiner warten, hat noch selten ein Sträfling ausgehalten, denn der uns peitscht ist für gewöhnlich der rohste aller Verbrecher. Aber auch ihn ereilt das Schicksal. Wenn er frei ist und als Siedler leben kann, suchen entflozene Sträflinge ihn auf und töten ihn mit ihren Beilen...'

Im Kenteigebirge traf ich später, als ich wieder auf Insektenfang war, nochmals einen von Sachalin Geflüchteten. In einer Schlucht fand ich eine Hütte, hielt sie anfangs für eine Jägerhütte. An der Wand entdeckte ich aber beim Durchsuchen eine Birkentasche mit einer russischen Fibel. Da ich den Bewohner nicht entdeckt hatte, ging ich am nächsten Morgen wieder hin. Zu meinem Erstaunen fand ich die Hütte geöffnet und sah drinnen einen Bären, der fortwährend etwas vom Boden aufnahm. Vorsichtig ging ich näher, hörte murmelnde Worte und sah nun deutlich, daß das Tier drinnen von einem Mann gefüttert

wurde. Fünf Minuten vergingen, da wurde die Thür verschlossen, und der Bär trottete ab. Jetzt ging ich näher und rief: „Dobre Utrum!“ (Guten Morgen). Die Thür wurde geöffnet, ein alter Mann, dem man Kummer und Entbehrung ansah, erschien im Rahmen. Wir kamen ins Gespräch und schließlich erzählte der Alte: „Wir waren 600 Politische, hatten gegen die Regierung gekämpft, waren zum Tode verurteilt und standen im Moskauer Gefängnis-hof plaudernd in Gruppen zusammen. Drei, mit denen ich zusammenstand, wurden plötzlich abgerufen, um den Tod für die Freiheit Rußlands zu erleiden. Ich dachte, daß nun auch gleich meine Zeit abgelaufen sei. Da kam plötzlich Befehl vom Zaren, daß dem Blutvergießen Einhalt getan werden solle. Der Rest der Gefangenen, es waren noch etwa 200 Mann, wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit nach Sachalin verbannt... Nachdem ich 16 Jahre dort ausgehalten hatte, floh ich mit 42 Kameraden, und wir kamen glücklich mit einem Boot ans asiatische Ufer. Meine Freunde zogen mordend und raubend durch die Dörfer. Ich wurde, obwohl ich nicht wollte, mit fortgerissen. In einem Hause stellte sich mir einst ein schönes Mädchen entgegen. Ich schrie: „Mach Platz! wir wollen nur Lebensmittel!“ Da sie meinem Befehl nicht nachkam, erstach ich sie. Ich mußte wohl ohne jegliche Überlegung gehandelt haben, ein letzter Blick aus ihren schönen brechenden Augen ließ mich erkennen, daß ich kein Mensch mehr war. Eisiger Schauer überlief mich, ich trennte mich bald von der Bande. Hier lebe ich nun schon fast 20 Jahre. Nur russische Jäger besuchen mich hin und wieder und bringen mir Brot und Tee. Mein Leben gilt der Tierwelt, an den Kindern des Waldes will ich gutmachen, was ich am Menschen gefehlt habe. Und wenn mir eines Tages ein fremder Bär die

Glieder zerbricht, dann hauche ich wie ein Tier ohne zu klagen mein Leben aus . . .“

Das erzählte mir Frits Dörries.

Nun zurück zu meiner Schlittenfahrt!

Als ich von der Verbrecherfiedlung weiterreiste, hatte ich ein schlimmes Erlebnis mit meinen Hunden. Wir mußten einen ziemlich hohen Berg überqueren. Vor der Höhe kam von der andern Seite ein russischer Ansiedler mit einem Mehlschlitten, vor dem ein Ochsengespann war. Im Nu stürzten sich meine Biester mit Geheul auf den armen Ochsen. Ein kurzer Tumult entstand, dann purzelten Hunde, Ochse und Schlitten in den tiefen Schnee und kollerten den Abhang hinunter. Der Russe, der wohl aus Erfahrung die sibirischen Schlittenhunde kannte, lief gleich voller Angst davon. Mein Iwan sprang jedoch mit seinen Stöcken dazwischen und verprügelte die Köter so, daß sie endlich von dem Ochsen ließen, der zwar viele Bißwunden hatte, jedoch noch leidlich heil geblieben war. Viele von den Hunden hinkten aber erbärmlich. Endlich konnten wir unsere Reise wieder fortsetzen und kamen nach Alexandrowsk, dem Hauptort von Nordsachalin. Ich wohnte hier bei einem mir bekannten Oberrichter, der aus den russischen Ostseeprovinzen stammte, gönnte mir und den Hunden einige Ruhetage und ließ meine ganzen Sammlungen hier zurück, um sie im Sommer wieder abzuholen. Nur mit einem Hundegespann setzte ich die Reise zur asiatischen Festlandsküste fort.

Wieder nahm ich den Weg an der Küste entlang. Fast alle paar hundert Meter traf ich Militärposten, die aufpaßten, daß die Flüchtlinge aus dem Süden Sachalins hier nicht über das Eis des Tartarischen Golfes nach dem Festland kamen. Da ich einen Passierschein vorzeigen konnte, ließ man mich ohne weiteres passieren. Am zweiten

Tage sahen wir auf dem Eisrande Menschen hin und her laufen, dachten zuerst, es wären Seehundsjäger oder Fischer. Der nächste Posten klärte uns jedoch auf. Über Mittag waren weit draußen auf dem Eise drei Menschen gesichtet worden. Die Nachbarposten wurden sofort verständigt, und jeder sandte einige Leute aufs Eis. Bald hatte man festgestellt, daß es entflohene Verbrecher waren, und die Sezjagd hatte begonnen. Durch Warnungsschüsse brachte man zwei Mann dazu, sich zu ergeben, der dritte jedoch lief nach dem offenen Wasser hin, verfolgt von einem Soldaten. Der Soldat wollte ihn lebendig fangen, schoß deshalb nicht. Am Eisrande rangen beide, fielen dabei ins Meer, und die ineinandergekrampften Kerle ertranken beide.

Die Kälte nahm zu. Für die Hunde war nicht mehr genügend Futter vorhanden. Nacht für Nacht erfroren einzelne. Der letzte Abend auf Sachalin wurde der schlimmste. Zwar erreichte ich eine Hütte, vielmehr Überreste davon. Reisende vor mir hatten sie als Brennholz benutzt. Wald war nicht in der Nähe. Was nun? In der Nacht, es war der 7. Februar 1885, sank das Thermometer weit unter 40 Grad. Wir durften nicht länger bleiben, mußten noch in der Nacht aufbrechen, wenn nicht alle Hunde eingehen sollten. Um Mitternacht fanden wir glücklich den Übergang zum Festland und langten am nächsten Nachmittag bei Giljaken am Amur an. Endlich konnten unsere armen Hunde sich wieder einmal den Magen füllen, auch wir waren froh, beim Dorfältesten Unterschlupf zu finden. Von diesem erzählte man, daß er in 15 Jahren nicht weniger als 407 Flüchtlinge aus Sachalin lebend oder tot eingefangen hätte.

Ich bekam frische Hunde und erreichte nunmehr bald Nicolajewsk, von wo aus ich im Herbst 1884 meine Sachalinreise angetreten hatte.

23. Das Leben des Kapitäns Adrian Jacobsen von Albrecht Janssen.

Adrian Jacobsen wurde am 9. Oktober 1853 auf der Insel Risö (Reisiginsel) etwa 50 Kilometer von der Stadt Tromsö geboren. Sein Vater war Eigentümer des Eilandes.

Schon in seiner frühesten Jugend machte er mit den Segel- und Ruderbooten seines Vaters Fahrten zwischen den Inseln, lernte segeln, fischen und schwimmen. Mit Schulunterricht wurde er wenig behelligt. Die norwegische Regierung hatte zwar für den Herbst und Frühling einen siebenwöchentlichen Schulunterricht angeordnet, den die Kinder vom 7. bis zum 13. Lebensjahr besuchen mußten, aber gar oft verhinderten Sturm und Nebel, daß die Kinder zur „Schulinsel“ fahren konnten. Man lernte damals Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen, zuweilen auch noch etwas Geographie und Kirchengeschichte.

Solange des Mannes Erinnerungen zurückreichen, weiß er von Kämpfen mit Meer und Sturm. Fast ein Drittel der Bewohner der Inseln ertranken in jenen Jahren, da man damals noch immer in den leicht kenternenden Nordlandsbooten hinausfuhr und vor allen Dingen den Motor nicht kannte, den heute jedes norwegische Fischerboot hat.

Im Frühjahr 1865 war Adrian mit einigen Freunden auf dem höchsten Felsen der väterlichen Insel. Der dichte Nebel zerteilte sich plötzlich, und sie bekamen zwei kreuzende Schiffe zu sehen, von denen das eine — eine nach Archangel bestimmte englische Bark — strandete. Sofort sagten die Jungen dem Vater Bescheid, der dann mit dem Schwager und einigen Knechten zur Rettung der Leute hinausfuhr.

Gegen Abend brachte der Vater den Zweiten Steuermann und zwei Matrosen mit, die nach Tromsö wollten, um Schlepphilfe zu holen. Die andern von der Besatzung hatten das Schiff trotz aller Warnungen nicht verlassen wollen. Am andern Tage wurde der Sturm wieder heftiger, Notsignale flammten auf, da die Schiffsboote und die Masten schon über Bord gegangen waren. Mit Tränen in den Augen bat Adrians Mutter den Schwager, der nicht mit nach Tromsö war, noch einmal eine Rettungsfahrt zu wagen, und wirklich brachte er auch alle, wenn auch von dem geschluckten Wasser teilweise halbtot, nach Risö, wo sie im Hause der Eltern gastlich aufgenommen wurden. Adrians Mutter und Onkel bekamen nachher vom englischen Consul in Tromsö einen silbernen Aufgebelloffel mit der Inschrift „Für edle Lat“.

Der Erstgeborene, Bruder Martin, ging mit 15 Jahren zur See und bereiste die halbe Welt. Vater Jacobsen kaufte nun einen Atlas und verfolgte mit den Kindern die Reise. Auf diese Art lernte der kleine Adrian zum erstenmal Geographie, zugleich erwachte aber auch der Wunsch in ihm, später einmal die Welt kennenzulernen.

Nach acht Jahren kehrte der Bruder heim. In diesem Jahr unternahm Adrian seine „erste selbständige See-reise“. Er half nämlich tatkräftig mit, den von Vater und Bruder eingeschleppten Walfisch sicher an Land zu bringen. Da sich die Vermögenslage der Familie außerordentlich gehoben hatte, kaufte der Vater im Herbst desselben Jahres ein Segelschiff. Zunächst sollte der Bruder, der Führer wurde, Fische in Finnmarken kaufen. Zur größten Freude des kleinen Adrian durfte er als Kajütsjunge die Reise mitmachen. Ende Mai ging es dann zum Robben- und Walroßfang nach Spizbergen. Diesmal erhielt der Junge aber

zu seinem größten Leidwesen nicht die väterliche Erlaubnis zur Mitfahrt. Erst im Herbst, als es auf Heringsfahrt nach den Lofoten ging, ließ der Vater sich wieder erweichen.

Im nächsten Jahr gehörte der Junge nun für die ganze Zeit zur Besatzung, lernte aber auf dieser Reise auch schon den Ernst des Lebens kennen; zwei von der Besatzung, darunter der beste Freund, erlitten den Seemannstod.

Im April 1870 wagte Adrian Jacobsen seine erste selbständige Fahrt. Am 19. April segelten sie ab, kreuzten auf den Bänken zwischen Spitzbergen und Norwegen, hatten Glück und kehrten bereits im Juni mit voller Ladung zurück. Es wurde schleunigst gelöscht, um noch einmal nach Spitzbergens Fjorden segeln zu können. Auf der Heimreise kamen sie in der Nähe der heimischen Küste in eine große Flaute hinein. Da kam ein norwegischer Fischer zu ihnen an Bord. „Habt ihr die große Neuigkeit schon gehört?“ — „Nein! was ist denn los?“ — „Deutschland und Frankreich haben Krieg miteinander, Napoleon ist in Sedan gefangengenommen.“ — „Geh! Du willst uns wohl zum Narren haben.“ In Tromsö hörten sie dann, daß der Mann die Wahrheit gesprochen hatte.

In diesem Herbst kam Martin Jacobsen von Hamburg zu Besuch nach der väterlichen Insel und erzählte viel von Hamburg. Adrian spürte zwar große Lust, mit ihm zu fahren, aber der Vater konnte den jungen Kapitän nicht entbehren, und in den beiden nächsten Jahren fuhr er wieder nach Spitzbergen. Dies Jahr wurde aber ein Unglücksjahr. Viele Schiffe wurden vom Eise blockiert, die Mannschaft litt unter Skorbut, über zwanzig starben. Da Adrian Jacobsen die Südküste angesteuert hatte, entging er dem Schicksal, da hier kaum Eis zu sehen war.

Erst 1874 konnte die langgeplante Reise nach Hamburg unternommen werden. Es gefiel dem jungen Mann hier außerordentlich gut. Die kaufmännische Tätigkeit beim Bruder behagte ihm jedoch nicht sehr, die große Welt, deren Pulsschlag er tagtäglich spürte, lockte zu sehr. Bleibender Gewinn wurde ihm nur dadurch, daß er die deutsche Sprache so einigermaßen erlernte. Jacobsen befreundete sich mit dem norwegischen Kapitän Olsen, der Ladung für Valparaiso einnahm. Dieser Landsmann bot ihm nun an, mitzufahren, stellte scherzhafterweise nur die eine Bedingung, daß er ihm jeden Abend eine Geschichte zu erzählen habe. Am 14. Mai 1876 kamen sie wohlbehalten drüben an. Was sollte nun aber unser Freund beginnen? Zunächst nahm er eine Stellung als Steuermann auf einer chilenischen Bark an, die Kohlen von der Südküste Chiles holte. Es war gerade kein Vergnügen, auf der „Emilie“ zu fahren, denn die Chilenen waren keine Norweger und machten dem jungen Steuermann das Leben sauer. Der musterte deshalb bald wieder ab und führte für einen in Iquique wohnenden Schweden eine Bäckereifiliale. Das Meer und der Fischfang lockten den Norweger manchen Abend hinaus, und als er den erstaunlichen Fischreichtum der dortigen Gewässer sah, gründete er mit einem Dänen und Schweden zusammen eine kleine Fischereigesellschaft. Die Sache nahm bald einen mächtigen Aufschwung, da die Stadtbewohner gern frische Fische aßen; aber die Eingeborenen singen aus Eifersucht an, ihnen Schwierigkeiten zu machen. Zuletzt wurde ihnen als Ausländern die Ausübung des Gewerbes sogar untersagt. Adrian Jacobsen ließ aber den Kopf nicht hängen, mit einem finnischen Dockmeister zusammen übernahm er nun Reparaturen an Schiffen, die hier wegen erhaltener Haverien (meistens bei Kap Horn) binnenliefen.

So kam auch eines Tages ein Norweger, dessen Führer Jacobsen kannte, und da er Ladung für Hamburg hatte, fuhr er mit dem wieder heimwärts.

Zum zweitenmal in Hamburg, sollte jetzt sein Leben die entscheidende Wendung bringen: er lernte Hagenbeck kennen. 1877 brachte er im Auftrage Hagenbecks die erste Eskimoschau nach Europa, die nach Hamburg, Paris, Köln, Berlin und Dresden besuchte. Für Hagenbeck war die Sache ein großer ideeller und geldlicher Erfolg, und Jacobsen lernte dadurch unter andern auch Professor Bastian und Geheimrat Virchow aus Berlin kennen, für die er dann später große Sammelreisen unternahm.

Im folgenden Jahr schickte Carl Hagenbeck seinen neuen Mitarbeiter nach Lappland, um auch von hier eine Völkerschau zu holen, die dann im August in Hamburg ankam, hier dem Publikum gezeigt wurde und dann Hannover, Paris, Lille, Brüssel, Düsseldorf, Berlin, Dresden und Magdeburg besuchte. In Dresden kam eine Aufforderung von Hagenbeck, sofort nach Le Havre zu reisen, um dort eine Patagonierfamilie abzuholen und nach Hamburg zu bringen. Hier traf Jacobsen mit den wieder nach der Heimat reisenden Lappländern zusammen.

Adrian Jacobsen machte nun Hagenbeck den Vorschlag, ein eigenes Schiff zu kaufen, um mit diesem Sammelreisen zu unternehmen und fremde Völkerschaften zu holen. Im Winter 1880 reiste er darum in die alte Heimat, hier ein solches Fahrzeug zu erwerben. Die erste Reise ging nach Grönland. Da Jacobsen ernstlich erkrankte, konnten nicht alle Pläne ausgeführt werden. Als man schon auf der Heimreise war, besserte sich sein Zustand, und er ließ wieder Kurs auf Grönland nehmen. An der Ostküste lebten damals noch heidnische Eskimos, außerdem hoffte er, dort

Moschusochsen zu fangen. Plötzlich aufkommender Nebel und starkes Treibeis machten aber Kapitän und Mannschaft ängstlich, und zum größten Arger Jacobsens verweigerten sie die immerhin möglich gewesene Landung. Sie umfuhren nun Kap Farewell, die Südspitze Grönlands, und kamen nach der altbekannten Diskobucht. Am 6. Juli landete Kapitän Jacobsen in Jacobshavn, freudig begrüßt von seinen alten Eskimofreunden, die ihm sofort erklärten, daß sie gern wieder mit nach Europa gehen würden. Der jetzt dort amtierende dänische Inspektor versagte jedoch nicht nur die Ausreisegenehmigung, sondern legte auch dem Einkauf ethnographischer Gegenstände Beschränkung auf. Da nun Jacobsen auf alle Fälle mit einer Völkerschau zurückkehren wollte, ließ er Kurs auf die Nordostküste von Cumberland nehmen, und als Eis und Stürme hier eine Landung verboten, segelten sie nach Labrador. Sie landeten hier in Hebron, einer Missionsiedlung der Herrnhuter Brüdergemeinde. Sachen zu kaufen war hier leicht, aber Familien zur Ausreise waren auch hier nicht zu haben, weil die Missionare dagegen waren. Mit einem jungen aufgeweckten Eskimo Abraham und dessen Neffen Tobias, die als Loffen geheuert wurden, segelte man nordwärts zu den heidnischen Eingeborenen. Als es hier endlich gelungen war, eine Familie zu überreden, die Reise mitzumachen, beschloß auch Abraham, mit seinen Leuten sich anzuschließen, und seinem Beispiel folgte jetzt auch Tobias. So hatte Jacobsen doch glücklich eine „Schau“ zusammen, lief für einige Tage Hebron wieder an und nahm dann unmittelbar Kurs auf die Nordsee. Bei günstigem Wind langten sie am 24. September in Hamburg an, und Hagenbeck kündigte in wenigen Tagen eine neue Völkerschau an, die Jacobsen dann auch nach Berlin, Prag, Darmstadt, Krefeld und Paris brachte.

Da Hagenbeck für das Jahr 1881 keine neue Völkerschau zeigen wollte, schlug Jacobsen von Paris aus Professor Bastian in Berlin vor, mit einem Schiff eine ethnographische Sammelreise zu unternehmen. Bastian gefiel der Plan so gut, daß sich auf seine Tätigkeit hin bald ein Hilfsausschuß für die Beschaffung der Mittel bildete. Als jedoch Jacobsen mitten in der Ausrüstung des Schiffes stand, lief ein Telegramm ein, daß er sich sofort auf dem schnellsten Wege in sein Sammelgebiet Britisch-Kolumbien begeben und für das Museum für Völkerkunde in Berlin anfangen solle zu sammeln. Woher plötzlich diese Eile? Bastian hatte erfahren, daß Bremen eine Expedition nach Alaska und Nordostsibirien plante. Der „Konkurrenz“ wollte man also zuvorkommen. Von 1881—1883 bereiste Adrian Jacobsen nun die ganze Nordwestküste von Amerika, mit Vancouver beginnend und am Beringsmeer endend. Er kam in Gegenden, die eines Weißen Fuß noch nie betreten hatte, ertrug Hunger und Kälte, erwehrte sich feindlicher Angriffe und war unablässig darauf bedacht, seine Schätze zu vermehren. Ende 1883 kehrte er heim und brachte rund 6000 verschiedene Sachen mit.

Der überaus starke Erfolg bewog Professor Bastian, noch eine Sammelreise zu ermöglichen. Im Mai 1884 suchte Jacobsen zunächst die finnischen Völker an der Wolga auf, durchquerte die Kirgisensteppe, war bei den Altaikal-mücken, wandte sich dann zu den damals noch heidnischen Burjäten an der oberen Lena und kam zuletzt an den Amur. Hier benutzte er zunächst einen Flußdampfer, mietete sich darauf ein Boot und begann so seine Sammelreise bei den Völkern der Golden. Von der Amurmündung nahm ein deutscher Dampfer ihn mit nach Sachalin, das er dann im Schlitten bereiste, im Winter den Tartarischen Golf an

der schmalsten Stelle über das Eis überquerte und Ende Februar Nicolajewsk auf dem Festlande erreichte.

Doch damit war seine Reise noch keineswegs beendet. Von Wladiwostok unternahm der Forscher mit Pferdeschlitten eine Fahrt längs der Grenze von Korea, fuhr dann im April 1885 mit einem Dampfer nach Gensan und später nach Fusan in Korea, machte darauf einen Abstecher nach Japan.

Inzwischen hatte Carl Hagenbeck mit Bastian verabredet, daß Jacobsen von Korea nach Britisch-Kolumbien zurückkehren solle, um dort Indianer für eine neue Völkerschau zu werben. Sein jüngster Bruder Philipp, der ihm dabei helfen sollte, war schon einige Zeit dort. Über New York traten sie mit einem Lloydampfer die Rückreise an. Eine solche Truppe war in Europa noch nicht gezeigt worden, aber trotzdem enttäuschte der Erfolg. Das Publikum stand manchen Dingen, zum Beispiel den heiligen Tänzen, verständnislos gegenüber.

Diesmal gönnte sich der Forschungsreisende etwas mehr Ruhe und schloß mit einer ihm schon seit langem bekannten Dresdnerin die Ehe.

Jacobsen versuchte seiner Frau zuliebe, sich in Dresden eine Existenz zu gründen, aber es trieb ihn doch bald wieder hinaus. Der Ruf des Völkerkundemuseums in Berlin, nach dem indischen Archipel zu reisen, war ihm nicht unwillkommen. In Dresden hatte er den Ornithologen Kühn kennengelernt, der diese Gegend aus eigener Anschauung kannte. Dem schloß er sich an, da der auch wieder hinaus wollte, und beide erreichten über Singapur ihr Ziel. Über Batavia, Surabaya kamen sie nach Malassar, kauften hier ein Eingeborenenboot und setzten damit die Reise fort. Da Jacobsen an Malaria erkrankte, konnte er nicht mehr

bis hinauf zu den Philippinen kommen und reiste deshalb im Herbst 1888 heim.

Das folgende Jahr wurde mit dem Ordnen der indischen Sammlung im Berliner Museum ausgefüllt. Zugleich ernannte ihn Virchow auch zum Rustos am Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des deutschen Hausfleißes.

Im Sommer 1889 begleitete Jacobsen einen Sammler auf einer Reise durch Tirol und die Schweiz. Im Frühjahr des nächsten Jahres wurde ihm für die Ausstellung für Völkerkunde in Köln der Posten eines Direktors übertragen. Seine Sammlungen, die von Hagenbeck und dessen Verwandten Umlauff wurden aufgebaut, fremde Völker waren angeworben, und die Kölner kamen in großen Scharen. Für Jacobsen und seine junge Frau waren das schöne Monate.

In demselben Jahr war auf einer Londoner Ausstellung auch ein deutsches Bauernhaus gezeigt worden. Adrian Jacobsen fuhr nun von Köln aus hinüber, um alles wieder nach Deutschland zu bringen.

Angeregt durch die Kölner Ausstellung war Umlauff auf den Gedanken gekommen, so etwas auch in Berlin zu machen. Es fiel ihm nicht schwer, unsern Freund für den Plan zu gewinnen. 1892 kam sie auch zustande, war glänzend aufgebaut, hatte sogar eine Indianerschau, entsprach aber trotzdem nicht den Erwartungen der beiden.

Inzwischen war man nun endlich auch in Norwegen auf den Forschungsreisenden aufmerksam geworden. Da er hoffte, hier eine Lebensstellung zu erhalten, reiste er nach Bergen, sammelte auch in den nördlichen Gegenden prachtvollere Sachen, stellte sie in Bergen aus, aber bald erfuhr er, daß seine Hoffnungen sich nicht erfüllen würden.

Deshalb kam ihm im Winter 1893 Hagenbecks Ruf,

für ihn zur Ausstellung in Chicago zu reisen, sehr willkommen. Seine Frau begleitete ihn, und so wurde das Jahr 1893 für ihn eines der allerschönsten. Hagenbeck hatte mit seinem Schwager Umlauff zusammen prachtvolles Material ausgestellt, als er jedoch selber kam, lag sein getreuer Helfer schwer an Malaria danieder. Er erkannte sofort die Gefahr und sandte Jacobsen eiligst in die nördliche Zone, wo er auch schnell genas.

Als sie nun wieder in Berlin waren, kam natürlich die Frage: was nun? Da der Forscher sich einiges erspart hatte, pachtete er das Hotel Bauer (über Café Bauer) Unter den Linden. Viele Norweger wohnten bei ihm, und als bald ein Kongreß der Direktoren der deutschen Zoologischen Gärten in Berlin tagte, stiegen sehr viele der Herren, darunter manche alte Bekannte, bei Jacobsen ab. Adolf Schoepf, der Leiter des Zoologischen Gartens in Dresden, war nicht nur mit Jacobsen, sondern auch mit seiner Frau befreundet und kam nun mit dem Vorschlag, die große Restauration in seinem Garten zu übernehmen. Ende 1895 siedelte das Paar dann auch nach Dresden über, und Jacobsen dachte, sich hier für alle Zeiten niederzulassen. Aber er sollte wieder wandern.

Auf einer Erholungsreise nach Norwegen besuchte er 1905 in Hamburg seinen alten Freund Carl Hagenbeck, der gerade dabei war, seinen heute weltberühmten Stellingener Park anzulegen. Er schlug ihm nun vor, die Leitung der Restaurationsbetriebe zu übernehmen, kam in der Sache später sogar selber nach Dresden, und nun willigte Jacobsen ein.

So kam er 1907 nach Stellingen in den Tierpark. Sein Unternehmen bekam bald Ruf, manche Fürstlichkeit aß an seiner Tafel, und im folgenden Jahr mußte schon das Sommerrestaurant eröffnet werden. Nun kam aber

bald der unglückselige Krieg. Vier Söhne zogen freiwillig ins Feld, wurden teilweise sehr schwer verwundet, kehrten aber glücklich heim. Jacobsen und Frau sehnten sich nach Ruhe und baten 1917 um Entbindung vom Pachtvertrag. Da aber Hagenbeck keinen geeigneten Nachfolger fand, blieb er zunächst weiter in seiner Stellung, übertrug aber einen Teil seiner Pflichten einem Inspektor. Aus Mangel an Tieren mußte der Park am 3. Oktober 1920 geschlossen werden. Jacobsen war nun auch wieder ein freier Mann. Seinen Plan, nach Dresden zu ziehen, ließ er fallen und blieb in Stellingen, mit dem er innerlich schon zu sehr verwachsen war.

Gemächlich der Ruhe und der Erinnerung zu leben, das behagte ihm jedoch nicht, und schon 1922 bereiste er mit einer Filmgesellschaft seine alte Heimat. Im Sommer 1923 leitete er darauf eine von dem Hamburger Großkaufmann Alfred Tietgens veranstaltete und von Professor Brennecke begleitete wissenschaftliche und jagdliche Unternehmung nach dem Nördlichen Eismeer, und als sich im folgenden Sommer wieder eine solche Gelegenheit bot, war er trotz seiner 71 Jahre mit Fürst Waldburg-Zeil, Graf Carl Moy, Carl von Jordans und Graf Lothar Hoensbruch noch einmal nördlich der weißen Grenze.

Hagenbecks Tierpark konnte auf den alten Mitarbeiter nicht ganz verzichten. Als der Stellingener Park wieder neu aufblühte, baten Lorenz und Heinrich Hagenbeck den alten Freund, ihnen noch einmal eine Lappländerschau zu holen.

Das war seine letzte Fahrt. Jetzt pflegt er in seinem Heim in Stellingen der wohlverdienten Ruhe und gedenkt der vielen Reisen, die ihn zu allen Völkern rund um das Nördliche Eismeer führten.



Alte Reisen und Abenteuer

- Bd. 1 Fernão de Magalhães, Die erste Weltumseglung [Amerika]
 Bd. 2 Ulrich Schmidel, Abenteuer in Süd-
 Bd. 3 J. Cook, Die Suche nach d. Südländ
 Bd. 4 Peter Kolb, Zum Vorgebirge der Guten Hoffnung (bedung Amerikas)
 Bd. 5 Christoph Kolumbus, Die Ent-
 Bd. 6 Kapitän Phillip, Gründung der Strafsolonie Sydney
 Bd. 7 Carl Friedrich Behrens, Der wohl-
 versuchte Südländer [Grönland]
 Bd. 8 Hans Egede, Die Erforschung von
 Bd. 9 Hernando Cortes, Die Eroberung von Mexiko [Spanisch-Amerika]
 Bd. 10 Francis Drake, Als Freibeuter in
 Bd. 11 Marco Polo, Am Hofe des Groß-
 khans. Reisen in Hochasien u. China
 Bd. 12 Mungo Park, Vom Gambia z. Niger
 Bd. 13 Vasco da Gama, Der Weg nach Ostindien

- Bd. 14 Francisco Pizarro, Der Sturz des Inkareichs
 Bd. 15 John Smith, Unter den Indianern Virginians
 Bd. 16 Georg Wilhelm Steller, Von Kamtschatka nach Amerika [Afrika]
 Bd. 17 Herodot, Reisen und Forschungen in
 Bd. 18 Tacitus, Germania [gener
 Bd. 19 John R. Jewitt, Matwinnas Gefan-
 Bd. 20 Adam Diearius, Die erste deutsche Expedition nach Persien
 Bd. 21 Pater Dobrizhoffer, S. J., Auf ver-
 lorenem Posten bei den Abiponen
 Bd. 22 Christoph Mathias Fernberger von Egenberg, Unfreiwillige Reise um die Welt 1621 — 28
 Bd. 23 Hans Staden, Ein deutscher Land-
 knecht in der Neuen Welt
 Bd. 24 Jztilschmitt, Das Buch der Könige von Tezcucuo

Reisen und Abenteuer

- Bd. 1 Sven Hedin, Abenteuer in Tibet
 Bd. 2 Sven Hedin, Transhimalaja
 Bd. 3 Kapitän Scott, Letzte Fahrt (Scotts Tagebuch)
 Bd. 4 Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika [stone sand]
 Bd. 5 S. M. Stanley, Wie ich Living-
 Bd. 6 Kapitän Scott, Letzte Fahrt (Aben-
 teurer der Gefährten)
 Bd. 7 Sven Hedin, Durch Assens Wüsten
 Bd. 8 Sven Hedin, Zu Land nach Indien
 Bd. 9 A. E. Nordenskiöld, Umseglung Assens und Europas
 Bd. 10 S. M. Stanley, Im dunkelsten Afrika
 Bd. 11 Georg Wegener, Erinnerungen eines Weltreisenden
 Bd. 12 Gustav Nachtigal, Sahara u. Sudän
 Bd. 13 Ernest Shackleton, Im sechsten Erdteil
 Bd. 14 Walter v. Rummel, Sonnenländer
 Bd. 15 W. S. Gilder, Untergang der Jeannette-Expedition [im Sudän]
 Bd. 16 Slatin Pascha, Feuer und Schwert
 Bd. 17 Ginar Mikkelson, Ein arkt. Robinson
 Bd. 18 S. M. Stanley, Mein erster Weg zum Kongo [in Innerasien]
 Bd. 19 Sven Hedin, General Prschewalski
 Bd. 20 Sven Hedin, Meine erste Reise
 Bd. 21 S. M. Stanley, Auf dem Kongo bis zur Mündung
 Bd. 22 Henry S. Landor, Aufverbot. Wegen
 Bd. 23 Sven Hedin, A. d. Schwelle Inneraf.
 Bd. 24 Otto Sverdrup, Neues Land
 Bd. 25 Hans Meyer, Hochturen im tropi-
 schen Afrika [am Südpol]
 Bd. 26 Douglas Mawson, Leben und Tod
 Bd. 27 Arthur Berger, Auf den Inseln des ewigen Frühlings

- Bd. 28 Vilhjalmer Stefansson, Jäger des hohen Nordens [Rothhäuten]
 Bd. 29 Prinz Nag zu Wied, Unter den
 Bd. 30 Emil Holub, Elf Jahre unter den Schwarzen Südafrikas
 Bd. 31 L. B. Mansilla, Die letzten wilden Indianer der Pampa
 Bd. 32 Hans Meyer, Hochturen im trop. Amerika [zum Wahren Jakob]
 Bd. 33 Rickmer W. Rickmers, Die Wallfahrt
 Bd. 34 Wilhelm Junter, Bei meinen Freunden den Menschenfressern
 Bd. 35 S. v. Foller, Unter Javas Sonne
 Bd. 36 Philipp Berges, Wunder der Erde I. d. 37
 Bd. 37 Alex. v. Humboldt, In Südamerika
 Bd. 38 Andreas Reischel, Sterbende Welt
 Bd. 39 Henry Hoel, Aus Bolivias Bergen
 Bd. 40 Martin Johnson, Mit dem Kurbel-
 fasten bei den Menschenfressern
 Bd. 41 Ch. A. Lindbergh, Wir zwei. Im Flugzeug über den Atlantik
 Bd. 42 Thertel Mathiasen, Mit Knud Ras-
 mussen bei den amerikan. Eskimos
 Bd. 43 Gerhard Rohlf, Kreuz und quer durch die Sahara
 Bd. 44 Georg Wegener, Fliegt mit!
 Bd. 45 Julius Payer, Die Entdeckung des Kaisers-Franz-Joseph-Landes
 Bd. 46 Philipp Bodenheimer, Rund um Südamerika [hellen Nächte]
 Bd. 47 Jürgen Hansen, Im Banne der
 Bd. 48 Richard C. Byrd, Himmelwärts
 Bd. 49 R. v. Scherzer, Mit der Novara um die Erde
 Bd. 50 Garvey J. Howard, Zehn Wochen bei chinesischen Banditen
 Bd. 51 S. S. Wilkins, Eismeerflug

Jeder Band etwa 160 Seiten Text, mit 30 Abbildungen und Karten, in sich abgeschlossen und einzeln käuflich / Prospekte auf Verlangen kostenlos

S. A. Brockhaus / Leipzig

- 8. 12. 43

5. 8. 44

28037